

ARCHÄOLOGISCHE
ENTDECKUNGEN
IM XX. JAHRHUNDERT

X 400

Prof. Dr. Simon 1931 von Kanti!

**Archaeologisches Institut
der Freien Universität Berlin**

~~24~~
~~6~~
Kg 6300

Technologisches Institut
der Technischen Universität Berlin





Zeus, frühklassische Bronzestatue (Wiederherstellung)

Athen, Nationalmuseum

~~X 400~~

FRIEDRICH VON OPPELN-BRONIKOWSKI

ARCHÄOLOGISCHE
ENTDECKUNGEN

IM 20. JAHRHUNDERT

BERLIN 1931

VERLAG HEINRICH KELLER

MIT 40 ABBILDUNGEN

Archäologisches Institut

Inv. No. 13104/68

Copyright 1931 by Heinrich Keller Verlag, Berlin / Printed in Germany
Klischees und Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

LE 3800 062

Vorwort

Seit dem gelehrten Werk von A. Michaelis, „Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen“ (Leipzig 1903, 2. Aufl. 1908) fehlt eine zusammenfassende Darstellung der in ihrer Fülle verwirrenden Ergebnisse der Bodenforschung. Das vor Jahresfrist erschienene reichhaltige Werk „Neue deutsche Ausgrabungen“, das der Präsident des Archäologischen Reichsinstituts, Professor Dr. Gerhart Rodenwaldt, in der Sammlung „Deutschtum und Ausland“ herausgegeben hat¹⁾, beschränkt sich auf die großartigen Leistungen der deutschen Archäologie der Gegenwart und läßt die hervorragendsten Bodenforscher über ihre Ausgrabungen selbst Rechenschaft ablegen. Sein Doppelziel ist, wie das Vorwort besagt, das Wissen unseres Volkes um sein Sein und Werden zu mehren, aber auch der deutschen Weltgeltung und den internationalen Beziehungen zu dienen. Auch die vorliegende Schrift verfolgt diese Ziele und verweilt besonders bei den deutschen Grabungen im In- und Ausland, aber sie greift weiter aus. Sie sucht die Ergebnisse der gesamten Bodenforschung seit Beginn des 20. Jahrhunderts, auch der des Auslands, im Umriß zu erfassen und zugleich die internationale Einheit der Archäologie in Methode wie Ziel und ihre lebendige Bedeutung für die Gegenwart darzutun. So gelangt sie zur Erörterung kulturgeschichtlicher und kulturpolitischer Probleme, die dem Verfasser seit Jahren am Herzen liegen und die für die Gegenwart brennend sind: des Problems, ob die Erforschung der heimischen Vor- und Frühgeschichte nicht viel wichtiger sei als die des alten Orients und des klassischen Altertums, und des eng mit ihm verbundenen Problems, was die Altertumswissenschaft überhaupt, die heimische wie

ausländische, uns in der Not und der Geisteskrise der Gegenwart noch zu bieten vermag.

Im Oktober 1930, bei der Jahrhundertfeier der Berliner Museen, anlässlich der Eröffnung der neuen Museumsdreieck auf der Spreeinsel, die das Werk eines Menschenalters gekrönt hat, wurde dies Problem von dem Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Herrn Grimme, in aller Schärfe gestellt, als er die Frage aufwarf, ob der Staat in der Not der Gegenwart noch das Recht und die Pflicht habe, große Aufwendungen für rein ideale Zwecke zu machen. Diese Frage bejahte er unter der Bedingung, daß es gelingen werde, den Sinn für die Werte der Kunst aller Zeiten in der breiten Masse des Volkes zu wecken, ihrer immer wieder hervorbrechenden Sehnsucht nach der Welt des Schönen Erfüllung zu schenken. Und er sprach auf der feierlichen Treppe des Pergamonaltars die programmatischen Worte: „Diese Stätte ist eine Stätte der Andacht. Lauschen sollen wir dem, was diese Werte der Kunst uns zu sagen haben, die dem Tageskampf und aller Not der Zeit entrückt sind und die doch dem Alltag erst Inhalt, dem Tageskampf Ziel und Richtung geben, um derentwegen sich der Daseinskampf erst lohnt und das Leben lebenswert wird, denn sie sind eine Quelle der Freude, die nach Goethes Wort die Mutter aller Tugenden ist.“

Diese Hoffnung ist bereits in reichem Maß erfüllt. Scharen von Besuchern, an den Sonn- und Feiertagen ganze Völkerwanderungen, ergießen sich ununterbrochen in die neuen Museen²⁾. Die Kunst der Vergangenheit hat also noch Vielen etwas zu bieten. Und es ist ja nicht nur die Reichshauptstadt mit ihrer Häufung von Kunstschatzen; jede größere Stadt in Deutschland und viele kleinere besitzen Kunstsammlungen, Schlösser und Kirchen, Schätze weltlicher und geistlicher Kunst, und die ungemainen Fortschritte der Reproduktionstechnik tragen deren Abglanz bis in die letzte Hütte. Überall stehen die Tempel des Schönen offen. Wieviel besser hat es

doch unsere Zeit als die vergangenen Jahrhunderte, wo selbst der Altertumsfreund und der Gelehrte das Ziel seiner Sehnsucht oft nur durch weite, kostspielige Reisen erreichen konnte!

Diese Möglichkeiten zu erweitern, auch die fernliegenden Schätze alter Kulturen einzubeziehen, um sie zur Wesensgestaltung des Einzelnen wie des ganzen Volkes zu nutzen, ist der Zweck des vorliegenden Buches. Der Verfasser hat dieser Aufgabe schon lange gedient; durch Studien wie durch eigene Anschauung, daheim wie auf weiten Reisen, glaubt er, obwohl kein zünftiger Gelehrter, ein Anrecht darauf erworben zu haben. Ihn bewegt der gleiche Wunsch wie so viele Altertumsfreunde, einen Überblick über die Ergebnisse der Archäologie, den lebendigen Zusammenhang der Vergangenheit mit der Gegenwart zu gewinnen.

Diese Brücke zu schlagen scheint doppelt nötig in einer Zeit wie der heutigen, die im wesentlichen ungeschichtlich denkt, nicht nur, weil ihre unmittelbaren Nöte den Horizont verengen und weil sie, wie alle revolutionär erregten Zeiten, über dem Heute und Morgen das Gestern vergißt, ja es teils haßt und nicht sehen will, sondern vor allem auch, weil die beispiellosen Fortschritte der modernen Technik eine zunehmende Mechanisierung des Lebens mit sich bringen, ihm einen neuen Stil und eine atemberaubende Unrast geben. Viele überlassen sich wie berauscht diesem wilden Tempo und spotten über die stille Hoheit und Größe der Antike, über die mystische Versunkenheit des Mittelalters, den Kunstrausch der Renaissance und der ihr folgenden Zeiten. Sie erkennen nicht, daß Kultur und Technik untrennbar verbunden sind und sich gegenseitig bedingen, daß die Teilung in Natur- und Geisteswissenschaften nur eine rein äußerliche Arbeitsteilung ist. Wie schon die ältesten technischen Erfindungen und Entdeckungen der Menschheit, Töpferei und Webkunst, die Bezwingung des Feuers, Bergbau und Hüttenwesen, schließlich die Schrift, die Voraussetzungen jeder Höherentwicklung der Kultur waren, so ist umgekehrt die

hochentwickelte antike Technik plötzlich zusammengebrochen und teils unwiederbringlich verlorengegangen, als die Quellen der antiken Kultur versiegten und die Technik allein überwucherte. Gerade unserem für die Technik begeisterten Geschlecht gibt also die antike Kultur das notwendige Gegengewicht gegen die Hast und Zersplitterung der Gegenwart und die sehr ernste Mahnung, daß wir Gefahr laufen, durch die fortschreitende Mechanisierung den schöpferischen Urgrund zu verschütten, aus dem auch die Technik ihre besten Kräfte holt. Aber selbst die, die noch erkennen, daß die Gegenwart nicht frei in der Luft schwebt, sondern mit unzähligen Nährwurzeln an der Vergangenheit haftet und aus ihr die Zukunft erzeugt, sind sich in der geistigen Krise der Gegenwart nicht einig. Die einen begeistern sich an der hohen Formvollendung der Antike und ihrer Tochter, der Renaissance; die andern, von der völkischen Flut erfaßt, schwören allein auf die nordische Kunst der Vorzeit und des Mittelalters. Hier Humanismus und Klassizismus, hier Wikingerkunst und Gotik — so lautet das Kampfgeschrei.

Gerade die Altertumswissenschaft zeigt die Einseitigkeit dieser Standpunkte und offenbart die untrennbare Verbundenheit und gegenseitige Bedingtheit aller Kultur. Die erste Kunde unserer heimischen Vorzeit stammt aus den Darstellungen römischer Siegestäulen, aus griechischen und lateinischen Schriftstellern des Altertums, deren Erbe von lateinisch schreibenden Mönchen gehütet und durch ein Meer von Barbarei gerettet worden ist. Und dies Erbe, allen voran die Germania des Tacitus, hat seinerseits die erste Begeisterung der deutschen Humanisten für die heimische Vorzeit entzündet und so den Grund für die nordische Altertumswissenschaft gelegt³). Schließlich hat die seit der Renaissance ausgebildete klassische Philologie erst die Germanistik befähigt, das Neuland der germanischen Vorzeit und des deutschen Mittelalters literarisch voll zu erschließen, und ebenso sind erst an den unvergäng-

lichen Steinbauten des Südens die verfeinerten Methoden der Ausgrabungstechnik erarbeitet worden, die dann die nordische Bodenforschung der Neuzeit befähigt haben, aus Erdschichten und Pfostenlöchern, aus dem Brandschutt und Moder nordischer Holzbauten, aus Grab- und Depotfunden ein Bild unserer heimischen Vergangenheit zu gewinnen, das die antiken Überlieferungen ergänzt und bestätigt. Auch durch die Erforschung des Limes, des römischen Grenzwalls an der Rhein- und Donaufront, hat die der nordischen Vorzeit entscheidende Anregung und Förderung erfahren. Auf der gleichen Linie liegt ein anderes Hilfsmittel, das die klassische Altertumswissenschaft bietet: der vergleichende Rückschluß. Wie die antiken Sprachen und andre arische Kultursprachen, vor allem das Sanskrit, mit den germanischen urverwandt sind und somit einen Rückschluß auf diese ermöglichen, ist auch die Baukunst und Ornamentik des indogermanischen Urvolks die gleiche gewesen, lassen sich aus den Schilderungen Homers und aus den mykenischen Herrscherpalästen nordische Sitten und Bauformen ablesen, und umgekehrt liefert der Norden, wie wir in Abschnitt 5 sehen werden, die Urformen für das homerische Haus und den griechischen Tempel, offenbart sich der frühgriechische geometrische Stil als uralter nordischer Flecht- und Gewebmusterstil. So schließt sich auch hier der Ring zwischen nordischer und klassischer Altertumswissenschaft, und wer die eine will, kann die andere nicht missen.

Aber nicht nur die Methode, auch Ziel und Wesen der Altertumswissenschaft ist sich überall gleich. Sie kennt keine Fachschränken mehr, sondern drängt nach einer weltweiten Synthese. Für sie gibt es nur noch einen ungeheuren Kulturstrom, der von den Höhlenmalereien der Eiszeit bis in die Gegenwart flutet. Man braucht nur den Bericht über die internationale Archäologentagung in Berlin (April 1929) zu Ehren der Jahrhundertfeier des deutschen Archäologischen Reichsinstituts⁴⁾ aufzuschlagen, um diese ungeheure Einheit zu erkennen, denn

er beginnt mit Vorträgen über die jüngere Steinzeit und endet mit dem deutschen und nordischen Mittelalter. Ein jeder von uns ist durch diesen Kulturstrom in seinem Fühlen, Denken und Handeln bedingt, bewußt oder unbewußt. Er ist nur das letzte Glied einer unendlichen Kette, die sein Wesen gestaltet hat und die er selbst fortsetzen soll. Wenn er sich also in die Vergangenheit versenkt, auch mit dieser oder jener Vorliebe, so erblickt er in ihr sein eigenes Bild. Ein tiefer moderner Dichter, R. M. Rilke, hat das wundervoll ausgedrückt in den Versen:

Das ist der Sinn von allem, was einst war,
Daß es nicht bleibt mit seiner ganzen Schwere,
Daß es in unserm Wesen wiederkehre,
In uns verwoben, tief und wunderbar.

Ein so weit gestecktes Programm läßt sich in einem Buche, das von geringem Umfang sein mußte, um Vielen erschwinglich zu sein, nur in großen Umrissen erfüllen. Es kann auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, nur das Wichtigste in gedrängter Form bieten. Die Grenze nach rückwärts bildet die jüngere Steinzeit; es beginnt also mit der Kupfer- und Bronzezeit. Der Abschluß nach vorwärts ergab sich aus dem Zeitpunkt der Drucklegung; täglich werden neue Ausgrabungen gemacht, deren Ergebnisse nicht mehr berücksichtigt werden konnten. In Afrika habe ich nur Ägypten, Tripolitaniens und die Kyrenaika berücksichtigt. Die englischen, amerikanischen, griechischen und italienischen Ausgrabungen in Kreta setze ich als bekannt voraus; reiches Anschauungsmaterial für die kretische Kunst bietet der erste Saal der öffentlich zugänglichen Abgusssammlung in der Berliner Universität. Den Hauptwert habe ich auf die Ausgrabungen der Nachkriegszeit gelegt, alles weiter Zurückliegende nur kurz zusammengefaßt. Die angegebene Literatur bildet lediglich einen Ausschnitt aus einer fast unübersehbaren Fülle von Gesamtdarstellungen und Einzelschriften. Die großen gelehrten Veröffentlichungen sind nur

gelegentlich genannt, um so häufiger kleinere Schriften, die durch billigen Preis und Gemeinverständlichkeit jedermann zugänglich sind.

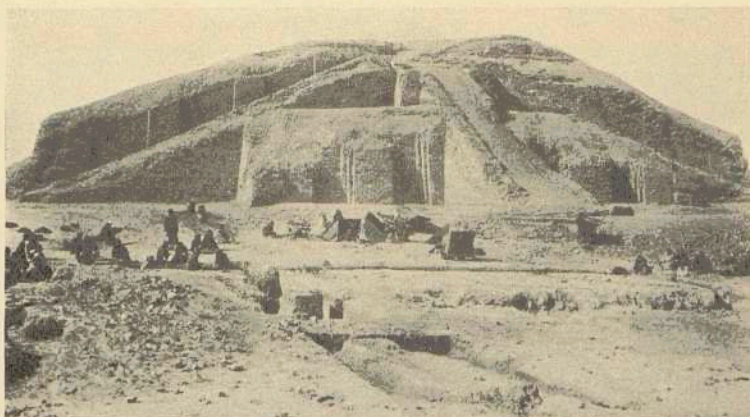
Das vorliegende Buch will keins jener Werke entbehrlich machen, noch einen bloßen Auszug aus ihnen geben. Es ist nicht von einem Gelehrten für Gelehrte geschrieben, sondern von einem Altertumsfreund für solche, die es sind oder werden wollen, wie es auch seine Drucklegung der Förderung durch die „Vereinigung der Freunde antiker Kunst“ verdankt⁵⁾. Das Altertum ist ja nicht nur eine Angelegenheit für Philologen, Historiker und Archäologen, sondern eine Quelle der Menschheitsbildung für alle. „Jeder sei auf seine Weise ein Grieche, aber er sei es“, mahnt Goethe. Wie der Humanismus der Renaissance und der Neuhumanismus von Winckelmann bis zu Humboldt große Kulturströme waren, wird auch das Interesse an der heutigen Altertumswissenschaft, das aus einer verworrenen, problematisch gewordenen Zeit emporquillt, von der allgemeinen Sehnsucht nach neuen Menschheitswerten getragen, und die Altertumswissenschaft selbst bedarf dieser tragenden Woge, die ihr immer wieder neue Kräfte zugeführt hat.

Es ist kein Zufall, daß sie die größte Förderung von Außen-seitern empfangen hat, von denen ich nur die bekanntesten Namen und die größten Verdienste nenne, — sämtlich Auslandsdeutsche oder solche, die im deutschen Auslandsdienst tätig waren: der Kaufmann Heinrich Schliemann, der die homerisch-mykenische Kultur mit dem Spaten erschlossen und dem deutschen Volke seine kostbaren Trojafunde geschenkt hat, die sich jetzt im Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin befinden; der Ingenieur Karl Humann, der durch seine Entdeckung des pergamenischen Altarfrieses und durch seine Ausgrabungen in Pergamon und in anderen kleinasiatischen Kulturstätten die Kunst des Hellenismus erschlossen und die Aufstellung ihres größten Kunstwerkes im Berliner Pergamonmuseum ermöglicht hat; der Diplomat und Altertumsfreund

Max Freiherr von Oppenheim, der im Tell Halaf die älteste hethitische Kulturstätte ausgegraben und ihre Funde größtenteils in einem eigenen Museum in Berlin geborgen hat; der Kaufmann Wilhelm Pelizäus, der durch seine Ausgrabungen bei Gise unsere Kenntnis der Kunst und Kultur des ägyptischen Alten Reiches vermehrt und seiner Vaterstadt Hildesheim eins der schönsten ägyptischen Museen der Welt geschenkt hat. An uns alle aber ergeht der Ruf, nach unserem Vermögen in ihrem Sinne zu wirken.

1. Mesopotamien, Syrien und Kleinasien

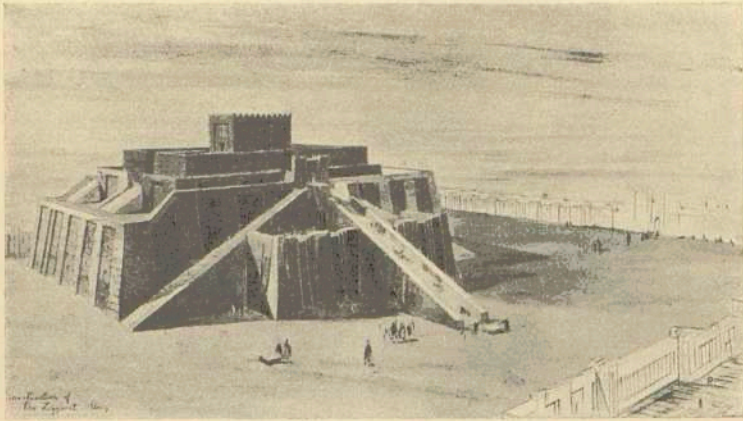
Die neuen englisch-amerikanischen Ausgrabungen in Ur in Mesopotamien, der Heimat des Erzvaters Abraham, 1918/19 vom Britischen Museum unter Leitung von Dr. A. H. Hall begonnen und seit 1922 von diesem Museum in Gemeinschaft mit dem der Universität von Pennsylvania unter Leitung von C. Leonard Woolley fortgesetzt⁶⁾, sind die größte archäologische Überraschung der Neuzeit, denn sie erschließen eine sumerische Hochkultur um 3000 v. Chr., wo die älteste dynastische Kultur Ägyptens noch in ihren Anfängen war, wogegen die Funde von Ur ein technisches Können, eine Goldschmiedekunst, eine Darstellung von Mensch und Tier zeigen, die man sich nur als Ergebnis einer langen Entwicklung vorstellen kann. Babylonier und Assyrer, die späteren Herren des Zweistromlandes, waren die unmittelbaren Erben dieser Kultur, aber auch die Juden haben von ihr gezehrt. Die älteste Sternenkunde, die Keilschrift, später die Verkehrs- und Diplomaten-sprache der östlichen Mittelmeerländer, der Gewölbe- und Kuppelbau, die Anlage von Tempeltürmen, die Schöpfungs- und Sintflutsage gehen ebenso auf sie zurück wie die berühmte steinerne Gesetzessammlung des ersten babylonischen Großkönigs Hammurabi, des Amraphel der Bibel, Abrahams Zeitgenossen (um 1900⁷⁾), die ihrerseits das assyrische Recht⁸⁾ und das mosaische Gesetz⁹⁾, somit auch den Sittenkodex des Christentums tief beeinflußt hat. „Die Kultur der Sumerer“, sagt Woolley, „war eins der ersten Antriebsmomente in der Welt. Besonders auf geistigem Gebiet haben sie sehr deutlich erkennbar auf dem Weg über das jüdische Volk zur Entwicklung der westlichen Kulturen beigetragen. Ihre militärischen Eroberungen, ihr



1. Ur, Tempelturm, Ausgrabung

Handwerk, ihre Kunst, ihre politische und soziale Organisation, ihre Moralbegriffe und ihre Religion sind ein Teil unserer selbst geworden.“ Das Rätsel aber, wie und aus welchen Elementen diese älteste menschliche Hochkultur entstanden ist, haben erst die letzten Ausgrabungen Woolleys und die deutschen in Uruk-Warka gelöst.

Unweit von Ur, bei El Obêd, gelang es Woolley, eine steinzeitliche Siedlung der vermutlich akkadischen (semitischen) Urbevölkerung aufzudecken, die in Hütten aus Lehmziegeln oder Schilf hauste und eine rotgefärbte, schwarz bemalte Keramik hatte, wie sie schon in der ersten Schicht von Susa zutage getreten war. Die gleiche Urschicht hat sich in Ur nur als Schutthügel erhalten, auf dem sich dann die eingewanderten Sumerer als Herrenvolk ansiedelten. Die älteste Schicht dieser mit einer Stadtmauer umgebenen Siedlung weist noch eine akkadisch-sumerische Mischkultur auf. Ihr folgt eine rein sumerische Kultur, die lange bestanden haben muß (mindestens von 4000 bis 3500 v. Chr.), denn rings um die Stadtmauer ist durch Hinauswerfen von Schutt und Abfällen eine 12 m hohe Müll-



2. Ur, Tempelturm, Rekonstruktion

schicht entstanden, in die später die Königsgräber eingetieft wurden. Dazwischen aber fand sich eine 2,5 m starke Lehmablagerung, die nur durch eine lange und starke Überschwemmung des Euphrattales erklärlich wird. Diese Katastrophe hat die Urbevölkerung im Tieflande vernichtet, während sich einige sumerische Hügelstädte erhielten, aus denen dann die Ausbreitung der Sumerer über ganz Südmesopotamien erfolgt ist. Ihre Königslisten sprechen selbst von einer Flut, nach der „das Königtum wieder vom Himmel herabstieg“. Diese Flut ist nach Woolley die Sintflut der babylonischen und biblischen Überlieferung, die durch seine Ausgrabung aus einer Sage zur geschichtlichen Wirklichkeit geworden ist.

Auch der babylonische Tempelturm geht nach Woolley auf die Sumerer zurück. Ursprünglich ein Bergvolk, das seine Götter auf Höhen anbetete, hätten sie sich nach ihrer Einwanderung in die Euphratniederung Ersatz für jene Bergheiligtümer geschaffen, indem sie Tempel auf hohen Unterbauten errichteten. Einer dieser Tempeltürme in Ur, von dem König Urnammu (3. Dynastie, um 2300 v. Chr.) erbaut, zeigt bereits

die dreifache Treppenanlage an der Frontseite (Mitteltreppe und zwei Seitentreppe), die sich bei dem berühmten „Turm von Babel“ wiederfindet. Ein gleichartiger Tempelturm desselben Königs ist neuerdings auch von J. Jordan in Uruk-Warka entdeckt worden, aber auch ein viel älterer, der bis an die Schwelle des 5. Jahrtausends zurückgeht und dessen noch älterer Kern aus einem stark geböschten, künstlichen Hügel aus Lehm- und Asphaltlagen besteht, auf dessen Spitze sich dank der späteren Überbauung die Reste eines kleinen Hochtempels erhalten haben, des einzigen, der bisher auf seinem Unterbau gefunden worden ist, denn alle übrigen sind bei den landesüblichen Lehmziegelbau längst zerstört oder verfallen. Da sich in seiner Ummauerung eine Menge von Tonscherben gefunden hat, die derjenigen von El Obêd entspricht, muß also schon die vorsumerische Urbevölkerung hier einen künstlichen Hügel aufgeworfen haben, und damit wird Woolleys Ansicht hin-fällig, daß erst die Sumerer Hochtempel erbaut haben. Viel-mehr behält W. Andrae Recht, nach dessen Meinung schon die Urbevölkerung in diesem sumpfigen, stets von Überschwem-mungen bedrohten Tiefland ihre Siedlungen auf künstlichen Hügeln angelegt hat, ähnlich wie an unserer Nordseeküste die „Warfen“, die Vorgänger der Deiche, die ältesten germanischen Siedlungen getragen haben. Später ummauerte man diese Hügel und behielt sie den Wohnungen der Götter vor; daher ihr alter Name „Zikkurat“ (Götterberg).

Andere Überraschungen brachten die Königsgräber von Ur, nicht nur durch ihre märchenhaft reichen und schönen Grabbeigaben an Hausrat, Goldschmuck und Goldgeschirr, sondern auch durch ihre düsteren Bestattungsbräuche. Dem König und der Königin ist nämlich ihr ganzer Hofstaat ins Jenseits gefolgt; in einem dieser Todesschächte fanden sich nicht weniger als 74 Leichen, 6 Diener und 68 Frauen, alle eng beieinander in Reihen gebettet, auf der Seite liegend, die Beine leicht angezogen und die Hände vor dem Antlitz, die Frauen

festlich geschmückt. Das spricht nicht für gewaltsame Abschachtung; wahrscheinlich sind die Todgeweihten mit Haschisch oder Opium sanft ins Jenseits befördert worden, während der Schacht zugeschüttet ward. So grausig dieser Befund war, nach ihrem Glauben konnte der Tod nur der Übergang in eine bessere Welt, aus dem Dienst eines irdischen Gottes in den eines Verklärten sein. Es mochte daher für die Mitglieder des Hofes nicht Härte, sondern Vorrecht sein, ihre Herrschaft ins Jenseits zu begleiten; in anderen Gräbern, selbst in dem reich ausgestatteten Grab eines Prinzen, findet sich dieser Brauch nicht.

In Ägypten treffen wir ihn noch im Grabe des Menes, des Begründers der ersten Dynastie, an; später gab man dort den Toten — und nicht nur den Königen — statt geopferter Diener die sogenannten Uscheptis mit, Tonfiguren von Menschen nebst anderen Scheindingen, die der Tote durch seine Zaubermacht zum Leben erwecken konnte. Aber auch in einem mykenischen Königsgrab der Argolis werden wir dem alten düsteren Brauch begegnen; bei den Germanen hat er sich noch bis ans Ende der Heidenzeit erhalten, im hohen Norden sogar bis zur Zeit Karls des Großen, wo die Königin Aase ihre vertraute Dienerin in ihr Schiffsgrab, das berühmte Osebergschiff, mitnahm. Und in Indien hat die Witwenverbrennung noch bis in die Gegenwart gewährt.

Auch die alt- und neubabylonischen Schichten von Ur haben manche Überraschungen gebracht. So fand sich aus der Zeit Hammurabis und Abrahams ein steinernes, zweistöckiges Privathaus mit hölzerner Empore um den quadratischen Innenhof, das unsere Vorstellung von der Umwelt des jüdischen Erzvaters vor seiner Auswanderung beträchtlich ändert, und aus der letzten neubabylonischen Zeit ein Frauenkloster mit Klosterschule, in dem sich nicht nur zahlreiche tönernerne „Schulhefte“ fanden, sondern auch ein kleines Museum mit damals schon zweitausendjährigen Altertümern, das sich die Äbtissin

dieses Klosters angelegt hat, die Prinzessin Bel-Schalti-Nannar, Hohepriesterin der Mondgöttin in Ur und Schwester des aus der Bibel wohlbekannten letzten babylonischen Königs Bel-sazar, der gleichfalls archäologische Neigungen hatte. Ein anderes, noch älteres und weit großartigeres Museum werden wir in Babylon finden. Es gibt also nichts Neues unter der Sonne, sondern nur ewige Wiederkehr: auch die neuen Berliner Museen enthalten zweitausendjährige Altertümer versunkener Kulturen ... Die von Ur ging schon unter der Herrschaft Bel-sazars unter. Der Persersturm knickte sie, und da der Euphrat, ihre Lebensader, sich fernab ein neues Bett suchte, verödete und versank diese Stätte der ältesten menschlichen Hochkultur.

Auch die schon erwähnten deutschen Ausgrabungen in Warka, dem alten Uruk, dem Erech der Bibel und der Stätte des babylonischen Gilgameschepos¹⁰), die Julius Jordan, jetzt Direktor des Museums in Bagdad, 1912/13 für die Deutsche Orientgesellschaft begonnen hatte, aber erst seit 1928 mit Hilfe der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und amerikanischer Spenden wieder aufnehmen konnte, haben wie in Ur einen Querschnitt durch vier Jahrtausende ergeben. Die von 1912/13 führten sogar bis in die seleukidische Zeit (170 v. Chr.) herab, aus der sich der Neubau des uralten Tempels des Himmelsgottes Anu und seiner Gemahlin Antum, eine der größten babylonischen Tempelanlagen, erhalten hat. Bei der Wiederaufnahme der Grabungen im Jahre 1928 wandte sich Jordan zunächst dem großen Heiligtum Eanna zu, das der Göttin Ishtar, der sumerischen Innin, geweiht war. Seine Zikkurat, ein Bau des Königs Urnammu (oder seines Sohnes Schulgi), ist bereits gekennzeichnet worden. An ihrem Fuße zwischen den drei Treppenaufgängen fanden sich, von einer späteren Umfassungsmauer des Assyrerkönigs Sargon überbaut und so vor Zerstörung bewahrt, die Reste zweier Tempel, durch welche die ganze Anlage der sumerisch-babylonischen Tempelbauten erst klar wird: auf der Spitze der Zikkurat der „Wohn-

tempel“ des Gottes, wohl nur den Priestern zugänglich, in der Bauart einer menschlichen Wohnung (bisher nur durch das einzige unzerstörte Beispiel des schon genannten archaischen Hochtempels in Warka belegt), und an ihrem Fuße der „Erscheinungstempel“ für den öffentlichen Kult, nach Art eines Audienzsaales mit Vorhalle wie in einem Herrscherpalast angelegt. (W. Andrae.)

Bei der Fortsetzung der Grabung ergab sich, daß im Kern der Zikkurat Urnammus noch mindestens drei ältere, kleinere Tempeltürme stecken, und ebenso fanden sich an ihrem Fuße die entsprechenden Reste dreier älterer „Erscheinungstempel“ in mindestens fünf archaischen Schichten des 3. bis 4. Jahrtausends, die sämtlich scharf voneinander geschieden sind, so daß zwischen jeder von ihnen ein längerer Zeitraum des Verfalls, des Brachliegens und des Wiederaufbaus anzunehmen ist. Zudem bewies die Verschiedenheit der Baustoffe und der Bauformen einen mehrfachen Wechsel der Bevölkerungen und Herrschaften, wie er ja für Mesopotamien — im Gegensatz zu der einheitlich verlaufenden Entwicklung Ägyptens — bis in die spätesten Zeiten kennzeichnend ist.

Die oberste archaische Schicht entsprach derjenigen der Königsgräber der 1. Dynastie von Ur. Ihr folgte in der zweiten und dritten Schicht in jähem Abbruch ein Gräberfeld mit Feuerbestattung in eigentümlicher Form, denn die Toten wurden in Lehm eingepackt und dann gebrannt. Am bedeutsamsten aber waren die beiden untersten Schichten, die vierte mit einem Tempel aus Lehmziegeln, die fünfte mit einem großen Hoftempel auf Steinfundament. Außerdem barg die vierte Schicht zahlreiche Siegelabrollungen auf tönernen Gefäßverschlüssen mit hervorragenden Tierdarstellungen sowie mehrere hundert kleine Tontafeln eines Tempelarchivs mit Zahlenzeichen und den noch rein bildlichen ältesten sumerischen Schriftzeichen, deren schriftmäßige Fortentwicklung zur Lautschrift sich in den oberen Schichten verfolgen läßt. Den Wand-

schmuck seines Tempels bildeten bunte, geometrische Reliefplatten und bunte Stiftmosaiken aus Tonnägeln, die in die Lehmwände eingeschlagen waren, u. a. eine ganze Wand, die rautenförmige, schwarzweißrote Bandmuster uralten Mattenbelags nachahmt, eine Technik, die sich auch in der untersten Schicht und sogar in dem Schuttberg unter ihr fand, uns also in die Uranfänge der mesopotamischen Wandbekleidung zurückführt.

Dagegen zeigte der große Tempel der fünften Schicht eine ganz fremdartige Bauweise, nicht nur durch sein Steinfundament in einem steinlosen Schwemmland, sondern auch durch seinen Grundriß. Er bestand aus einem riesigen Rechteck von 78:33,5 m, das einen weiten Hof einschloß, und war nach außen anscheinend ganz abgeschlossen, tatsächlich aber durch zahlreiche Eingänge von allen Seiten zugänglich. Dieser Steinunterbau und die fremdartige Anlage kennzeichnen ihn als Bauwerk eines eingedrungenen Bergvolkes, nach Analogie von Woolleys Ausgrabungen in Ur also der Sumerer. (Neuerdings schreibt man ihn einem noch älteren, bisher namenlosen Volke zu und sieht erst die oberste archaische Schicht für sumerisch an. Damit verlören die Sumerer freilich den Ruhm der Erfindung der Schrift. Da diese Frage jedoch bis zur Entzifferung der ältesten Schriftzeichen offen bleibt, halte ich mich an Woolleys Annahme.)

Unter diesem Tempel, an der Schwelle des 5. Jahrtausends, fand sich die gleiche Urschicht der einheimischen Bevölkerung wie in El Obéd mit rotfarbiger, schwarz bemalter Keramik, Obsidianmessern, Steingeräten, Sichel aus gebranntem Ton und einzelnen Gegenständen aus Kupfer nebst den Resten primitiver Hütten aus Lehmziegeln und Schilf und einer in eine Matte eingeschlagenen Leiche.

Ein anderer Bau in der Nähe von Eanna ergab den abermaligen Einbruch eines Fremdvolkes in späterer Zeit, als hier die indogermanischen Kassitenkönige herrschten. Es ist ein frei-



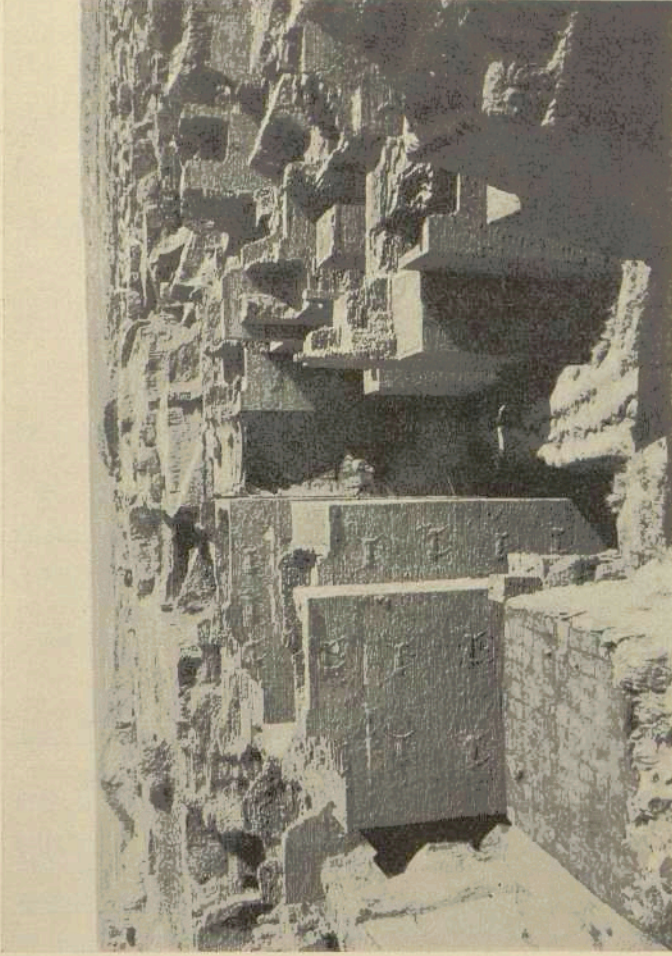
3. Uruk-Warka, Frauenkopf (Backsteinrelief)
vom Kassitischen Innintempel

stehender Tempel, den der König Karaindasch um 1450 v. Chr. erbaut hat, der aber später zerstört worden ist. Seine Frontseite zeigt Reihen von mindestens 40 ornamentalen Relief-
figuren aus 15 einst mit Stuck überzogenen Ziegellagen, die in die Mauer eingebunden sind, abwechselnd ein bärtiger Berg-
gott und eine Fruchtbarkeitsgöttin, beide mit niedriger Hörner-
krone, langwallendem Haar und ganz unsemitischen Gesichts-

zügen. Vor der Brust halten sie ein Gefäß, aus dem Wasser hervorquillt, das rechts und links zwischen den Figuren in Wellenbändern herabrinnt. Acht von ihnen sind nebst anderen Fundstücken aus Warka nach Berlin gelangt, wo sie ihrer Aufstellung harren.

So haben Jordans Ausgrabungen zwar keine märchenhaften Goldschätze wie in Ur erbracht, aber sie zeigen das Hervorwachsen der mesopotamischen Kultur aus ihren ältesten Keimen, die Uranfänge der Schrift und die Entstehung der mesopotamischen Tempeltürme. Sie haben uns den ältesten und bisher einzigen Hochtempel geschenkt und offenbaren eine ungeahnte Kunst des Tempelbaus, des Wandschmucks und der Kleinplastik im 4. Jahrtausend v. Chr. Ihre Ergebnisse sind also weit über die Belange der Fachwissenschaft hinaus für jeden Kulturmenschen bedeutsam, denn sie erschließen die älteste menschliche Hochkultur in ihren stürmischen Fortschritten wie in ihren Rückschlägen und lassen trotz dem häufigen Wechsel von Völkern und Herrschaften, Kulturen und Bauweisen die Stetigkeit vieler Elemente und ein Festhalten an ältestem Erbgut erkennen.

Die babylonisch-assyrische Kultur, die dies Erbe übernommen und weitergebildet hat, ist vor dem Weltkriege besonders durch die großen Ausgrabungen erschlossen worden, die die Deutsche Orientgesellschaft in Verbindung mit den Berliner Museen ausgeführt hat¹¹⁾. Von 1899 bis 1916 erschloß Robert Koldewey das ungeheure Trümmerfeld von Babylon, besonders das der Neubabylonischen Epoche Nebukadnezars II. Aus Schuttbergen, die bis zu 25 m aufragten, grub er die Königsburgen mit ihrem farbigen Glanzziegelschmuck, die Tempel des Reichsgottes Marduk u. a. Gottheiten aus, erforschte die Straßenzüge, Brücken und Wasserregulierungen, kurz die ganze riesige Stadtanlage¹²⁾. Erst der Gang des Weltkrieges zwang ihn, die Stätte seiner Lebensarbeit zu verlassen. Viele Funde, teils von gewaltigem Ausmaß, blieben verpackt zurück und



4. Babylon, Ischtartor und Palastruinen

gelangten erst nach dem Kriege durch mühevollen Verhandlungen mit der neuen Irakerregierung nach Berlin, wo sie in der Vorderasiatischen Abteilung der Museen Aufstellung finden werden und teils schon gefunden haben, so das farbenprächtige Ischtartor mit seinen Reihen von Stieren und Drachen, ein Teil der zu ihm führenden, 300 m langen Prozessionsstraße mit ihren Reihen schreitender Löwen und Stücke der Palastfront Nebukadnezars, sämtlich aus zahllosen Ziegelbrocken mit unendlicher Mühe zusammengesetzt und vorsichtig ergänzt.

Gleichzeitig grub W. Andrae, jetzt Direktor der Vorderasiatischen Abteilung der Berliner Museen, von 1903 bis 1914 die Assyrerhauptstadt Assur aus. Da ihre Baufläche nur ein Sechstel der von Babylon beträgt, konnte er ihre Befestigungen, Paläste, Tempel, Wohnungen, Straßen und Grabanlagen von 3000 v. Chr. bis zur Sassanidenzeit (260 n. Chr.) fast restlos klären und unzählige Tontafeln bergen. Aber auch ihre für Berlin bestimmten Funde gerieten im Weltkrieg auf dem Transport nach Europa in Gefangenschaft; von Portugal beschlagnahmt, sind sie erst nach Friedensschluß freigegeben worden. Ihr wirksamstes Architekturstück, die Hoffront einer parthischen Königshalle (Liwan) des 2. Jahrhunderts n. Chr., ist neben den Originalstücken an der Wand gegenüber dem Ischtartor rekonstruiert worden.

Gleichaltrig mit dem Markttor von Milet, zeigt sie antiken Einfluß in ihren Säulenstellungen wie in ihrer gewaltigen Rundbogenwölbung. Aber auch das von diesem Einfluß unberührte Ischtartor ist im Rundbogen gewölbt, und ebenso war der Thronsaal Nebukadnezars, von dessen Hoffront die Seitenwände des gleichen Museumssaales farbenprächtige Proben geben, mit einem mächtigen Tonnengewölbe überspannt. Wie schon gesagt, war der Bogenschnitt, ja die Kuppelwölbung schon den Sumerern bekannt, freilich nur bei Toren, Durchgängen, Grabbauten und Kanälen, schließlich auch bei Brücken, kurz bei Nutzbauten üblich; der überwölbte Thronsaal Nebu-

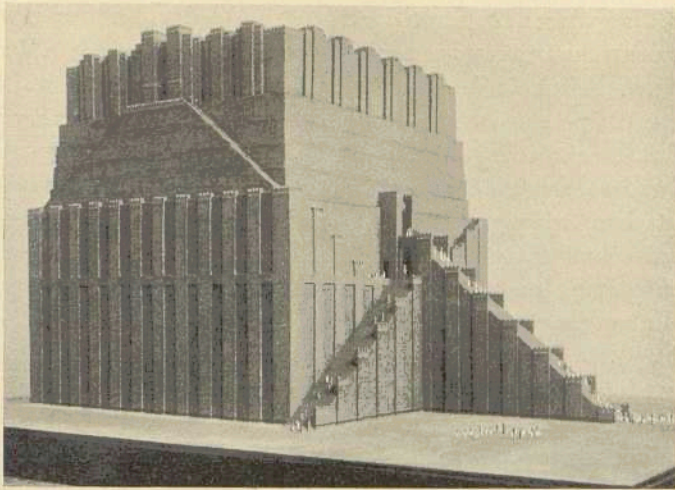
kadnezars steht also einzig da. Ein Gleiches gilt auch für Ägypten, wo der überwölbte Thronsaal von Medinet Habu (s. S. 61f.) ein Unikum ist. Auch die Baukunst des Hellenismus und der Etrusker hat den Bogenschnitt fast nur zu Nutzbauten verwandt. Erst die Römer, die Schüler der Etrusker, haben die Bogen- und Kuppelwölbung in die monumentale Baukunst eingeführt und so einen neuen Baugedanken geschaffen, der sich dann im vorderen Orient wie in Europa großartig weiterentwickelt hat. Ein Beispiel dafür ist der obengenannte Liwan in Assur.

Die beiden großen Ausgrabungen von Babylon und Assur sind jedoch keineswegs die einzigen geblieben. Von Babylon aus hat Koldewey noch drei große Nebengrabungen ausführen lassen oder selbst geleitet, in dem nahen Borsippa (Birs), in dem uralten Schuruppak (Fara) in Südmesopotamien, wo ein Archiv von 1000 Tontafeln aus ältester Zeit die Urgestalt der babylonischen Schriftzeichen darbot, und in Uruk-Warka, deren Ergebnisse schon geschildert wurden.

Religionsgeschichtlich haben alle diese Grabungen viele Angaben der Bibel bestätigt und sie zum Teil geklärt, und umgekehrt waren die biblischen Nachrichten aufschlußreich für die Deutung der mesopotamischen Funde¹³⁾. Vom Turm zu Babel, der den Hochtempel des Reichsgottes Marduk trug, gibt die Bibel freilich nur dunkle Kunde, aber dank der Schilderung Herodots und der Darstellung auf einer babylonischen Tontafel läßt sich ein Bild von ihm gewinnen, und Koldewey hat seine Grundmauern aus einem riesigen Schuttberg ausgegraben. Denn dieser ungeheure Lehmziegelklotz von je 92 m im Grundriß und Aufriß, der nur außen mit gebrannten Ziegeln verkleidet war, ist nach zweimaliger Zerstörung und Erneuerung schließlich in sich zusammengesunken, offenbar wegen ungenügender Abstützung. Alexander der Große wollte ihn von neuem aufbauen, als ihn in Babylon der Tod ereilte. Mit Hilfe seines Ausgrabungsbefundes und der antiken Nachrichten konnte Koldewey dies antike Weltwunder rekonstruieren.

Wie er haben alle Bauten des Zweistromlandes, die auf den Ziegelbau angewiesen waren, etwas Massiges und Festungsartiges. Die Bauformen, die sich aus denen der Urzeit, der Schilfhütte und dem Lehmwall mit eingezogenen Palmestämmen, entwickelt haben, sind für die ganze Folgezeit maßgebend geblieben. Selbst die senkrechten Mauerrillen, die den mesopotamischen Bauten durch den Wechsel von Licht und Schatten ihr eigenartiges Gepräge geben, erklären sich aus dieser uralten Bauweise¹⁴). Gegen Witterungseinflüsse schützte man die Außenwände, wie bereits erwähnt wurde, anfangs durch Matten, dann durch gebrannte Tonplatten, schließlich durch farbenprächtige Glasurziegel, in deren teppichartigen Mustern noch der alte Mattenbelag durchschimmert; selbst die uralten Tonnägel, mit denen man jene Matten oder Tonplatten am Baukörper befestigte, leben noch in den rosettenartigen Randornamenten (z. B. beim Ischtartor) fort. Die Innenwände wurden anfangs mit Stuck überzogen, der als Malgrund für bunten Freskenschmuck diente, während man die Sockelteile mit glasierten Tonplatten bekleidete, die später die ganzen Wände überzogen. Massigkeit und Farbenpracht waren also die Kennzeichen dieser Kunst; sie sind es auch in den späteren Kulturen des Zweistromlandes, der persischen, parthischen und islamischen, bis an die Schwelle der Neuzeit geblieben.

Ein paar kulturgeschichtliche Abschweifungen seien hier gestattet. Herodot berichtet u. a. von den „hängenden Gärten“ der Semiramis, die gleich dem Turm von Babel zu den sieben Weltwundern zählten. Solche Gärten auf großen gewölbten Unterbauten hat Koldewey in Babylon tatsächlich gefunden, freilich erst aus der Zeit Nebukadnezars II., aber Semiramis selbst ist durch eine in Assur gefundene Stele aus einer Sagengestalt zur geschichtlichen Persönlichkeit geworden. Fünf Jahre lang hat die Königin Samuramat am Ende des 9. Jahrhunderts die Regentschaft in Assur geführt, vielleicht



5. Babylon, Tempelturm des Reichsgottes Marduk
Rekonstruktion nach R. Koldewey

auch in Babylon residiert, wo sie die ersten „hängenden Gärten“ geschaffen haben mag, die Nebukadnezar dann nachgeahmt hat. Und da vorhin von einem kleinen spätbabylonischen Museum in Ur die Rede war, so sei hier hinzugefügt, daß schon Nebukadnezar in Babylon das erste Museum der Welt begründet hat, eine großartige Sammlung alter Statuen, Reliefs, Inschriften und Tontafeln, die zum Teil bei den deutschen Grabungen zutage gekommen sind. Ein Gegenstück dazu bildet die älteste Bibliothek der Welt, die der kunstsinnige Assyrerkönig Assurbanipal in demselben 7. Jahrhundert v. Chr. in Ninive anlegte; ihre 20000 Tontafeln, von den Engländern ausgegraben und jetzt in London, sind eine unerschöpfliche Fundgrube für die Geschichte Vorderasiens geworden¹⁵⁾. Die Bibliothek und das Museion der Ptolemäer in Alexandria und die Bibliothek der Attaliden in Pergamon haben hier also ihre Vorgänger gehabt, und ebenso kehren die „hängenden Gärten“ der Semiramis im Domitianspalast auf dem Palatin in Rom wieder.

In die späteren Kulturen des Zweistromlandes führen zwei weitere deutsche Unternehmungen. Die eine war die vor dem Weltkrieg von Assur aus durchgeführte Aufnahme des um 250 n. Chr. zerstörten parthischen Wüstenschlosses Hatra¹⁶⁾, die wertvolle Aufschlüsse über den späteren orientalischen Gewölbebau gab. Die andere, seit 1928 von O. Reuther (Dresden) im Auftrag der Deutschen Orientgesellschaft und mit Unterstützung der Notgemeinschaft ausgeführt, war die Ausgrabung der hellenistischen Großstadt Seleukia am alten Tigrislauf und der ihr gegenüber am linken Ufer entstandenen sassanidischen Weltstadt Ktesiphon¹⁷⁾. Durch sie ist ein geschichtlich hochbedeutsamer, aber bisher leerer Raum — der vom Tode Alexanders des Großen bis zu Mohammed — ausgefüllt worden. Im Jahre 310 v. Chr. von Seleukos, einem General Alexanders, dem Begründer des Seleukidenreiches, erbaut, um an Stelle des verfallenden Babylon zu treten und als Mittelpunkt der hellenistischen Kultur im Zweistromlande zu dienen, hat es diese Aufgabe zwei Jahrhunderte erfüllt, bis es dank den Römern, die auf die Zerstörung des Hellenismus in Kleinasien hinarbeiteten, unter die Herrschaft der Parther geriet. Ihre ersten Herrscher, die Arsakiden, ließen ihm jedoch seine Selbständigkeit und schlugen ihr Hoflager in der Vorstadt Ktesiphon auf, die dadurch zu einer starken Festung wurde. So hat Seleukia noch zwei Jahrhunderte im Kampf um sein Dasein bestanden; erst die Römer haben es 164 n. Chr. zerstört und damit dem Hellenismus in Asien den Todesstoß versetzt. Um so mächtiger wuchs Ktesiphon unter der neupersischen Dynastie der Sassaniden empor; es hat schließlich Konstantinopel an Größe und Pracht übertroffen. In seinem kreisrunden Mauerring, der an die alten hethitischen Königsburgen gemahnt, ragt noch heute halb zerstört die ungeheure Bogenwölbung empor, die den Thronsaal seines Königspalastes überspannt, eine der größten Bogenbauten der Welt, die den Thronsaal Nebukadnezars in Babylon weit übertrifft. Die Stuckdekoration der Palastwände, teils Jagdszenen darstellend, und über-

haupt der reiche Ornamentschmuck hat sich in der islamischen Ornamentik Samarras fortgesetzt; ebenso entspricht eine große viereckige Arena, wohl zu Tierhetzen dienend, ähnlichen Bauten dieser Kalifenstadt. So bildet Ktesiphon ein wertvolles Bindeglied zwischen den alten und den neueren Kulturen des Zweistromlandes und ein neues lehrreiches Beispiel für den fortdauernden Kulturzusammenhang trotz der tiefsten völkischen und religiösen Wandlungen. Für die Weitherzigkeit der Sassaniden, die der Religion Zarathustras huldigten, zeugt besonders die Entdeckung einer tonnengewölbten frühchristlichen Kirche, die erst der Islam zur Badeanstalt entweiht hat, denn im Jahre 687 fiel Ktesiphon in die Hand der Araber. Seitdem begann sein Zerfall, zumal die Kalifen im folgenden Jahrhundert Bagdad weiter nördlich am Tigris anlegten und Ktesiphon als Steinbruch für ihre neue Residenz benutzten.

Ein anderes Bindeglied zwischen Altertum und neuerer Zeit bildet die Stadt *Europos* am Euphrat, der trotz seltsamer Schicksale ein besseres Loos zuteil ward als Seleukia. Es ist die jetzige Ruinenstätte von *Dura*, deren Ausgrabung im Weltkriege von den Engländern begonnen, nachher von dem französischen Archäologen Fr. Cumont und schließlich von dem Russen Michael Rostowzew, Professor an der Yale-Universität in Newhaven (U. S. A.), in Gemeinschaft mit amerikanischen Forschern 1928/29 fortgesetzt wurde^{17a}). Schon Cumont hatte einen Baals- und Artemistempel und aufschlußreiche Urkunden in Stein und Pergament gefunden. Die weitere Grabung ergab, daß *Europos* als mazedonische Festung an der Karawanenstraße längs des Euphrat angelegt und im 2. Jahrhundert n. Chr. von den Parthern als Grenzfestung gegen die Römer ausgebaut worden ist. Damals entstand die gewaltige Zitadelle und die turmbewehrte Stadtmauer, und zugleich entwickelte sich *Europos* zu einer großen Karawanenstadt mit regelmäßiger hellenistischer Bauart. Zur Zeit Mark Aurels zerstörte ein großes Erdbeben die Stadtbefestigung, und dank dieser Naturkatastrophe kam

Europos in die Gewalt der Römer, die die Mauer nur behelfsmäßig ausbesserten. So entstand eine eigenartige Mischkultur aus phantastisch durcheinander und übereinander gelagerten hellenistischen, parthischen, römischen, semitischen und sassanidischen Elementen, die sich in dem Völkergemisch der Ausgräber merkwürdig wiederholt hat. Auf hellenistischen Bauten der Zitadelle erhob sich ein parthischer Palast; die Wandmalereien der Häuser zeigen parthischen Stil; daneben fand sich in einem großen Wohnhaus ein griechisches Säulenperistyl, und an dem großen Tor nach Palmyra standen 200 meist griechische und lateinische Inschriften römischer Beamten und Söldner oder Zöllner mit semitischen Namen. Diese bau- und kulturgeschichtlich aufschlußreiche Grabung soll noch fortgesetzt werden.

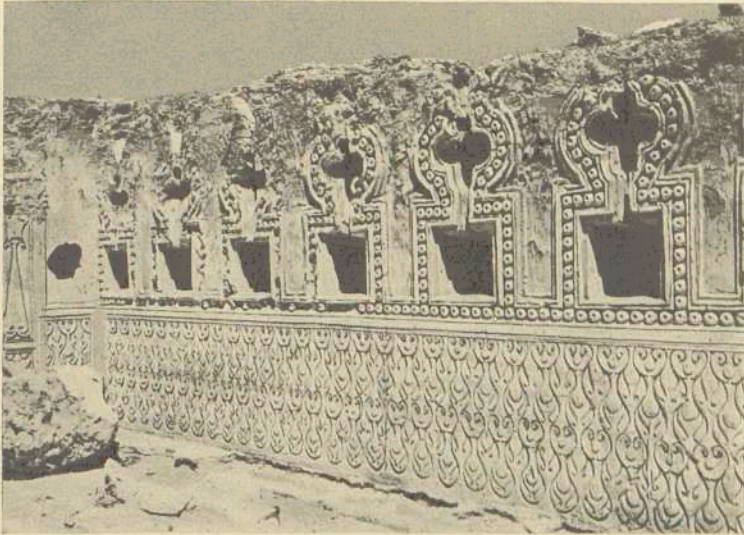
Das schon erwähnte Samarra am Tigris ist an Stelle von Bagdad unter den Abassiden zeitweise zur Hauptstadt des Kalifenreiches geworden, denn die Söhne Harun al Raschids, die Zeitgenossen der Karolinger, erbauten sich dort eine neue Residenz, deren Märchenpracht wieder auferstanden ist. Der jetzige Direktor der Islamischen Abteilung der Berliner Museen, Friedrich Sarre, hat Samarra in Verbindung mit E. Herzfeld von 1911 bis 1913 ausgegraben, dank einer Stiftung der Frau Elise Wentzel-Heckmann u. a. privater Zuwendungen sowie einer Unterstützung aus dem kaiserlichen Dispositionsfond¹⁸). Wie schon angedeutet, ist diese islamische Kultur in kaum merklichen Übergängen aus der sassanidischen und deren Vorgängerinnen erwachsen. Noch heute ragt als Wahrzeichen Samarras der 50 m hohe Gebet-Turm seiner großen Moschee mit einer schraubenzieherartig an der Außenseite emporsteigenden Treppe, der Nachfolger der sumerisch-babylonischen Tempeltürme. Auch die Riesenpaläste der Nachfolger Harun al Raschids setzen die Traditionen der vergangenen Kulturen fort. Die altesopotamische Glasurtechnik lebt in neuer Gestalt wieder auf, selbst die bildliche Darstellung von Menschen und Tieren, über deren Verbot durch den Koran sich die stolzen Weltbeherrscher



6. Samarra, Gebet-Turm der großen Moschee

hinwegsetzten. Besser befolgten sie ein anderes Koranverbot, das von kostbaren Metallgefäßen, und so entstand als Nachahmung des Edelmetalls die Lüsterware der Keramik, die sich in immer reicherer Farbenskala und in überraschender Feinheit der Muster durch das ganze Mittelalter bis in die Neuzeit fortentwickelt hat. „Hätten wir Samarra nicht“, sagt W. Andrae, „so würde die spätere islamische Formenwelt unserm Verständnis größtenteils verschlossen sein.“ Und diese farbenfrohe Kunst ist nicht auf Vorderasien beschränkt geblieben. In Ägypten, in Spanien hat sie mit dem Islam Wurzel geschlagen; seit den Kreuzzügen, mehr noch seit der italienischen Renaissance hat sie die Ornamentik Europas immer stärker beeinflusst; manche ihrer Muster und Motive sind die unmittelbaren Vorbilder italienischer Ornamentik (z. B. der Fußbodenfliesen im Dom zu Orvieto) und somit unseres eignen Kunststils geworden. Andererseits hat Sarre in der Keramik von Samarra auch die ersten chinesischen Einflüsse in der islamischen Kunst festgestellt, selbst Reste des ältesten, noch unbemalten chinesischen Porzellans der Hanzeit, das dadurch genau datierbar wird. Die alte Kalifenstadt eröffnet also ungeheure kunstgeschichtliche Perspektiven bis zur Gegenwart, aber noch unmittelbarer fesselt die Großartigkeit ihrer Bauten.

Unter ihnen ragt besonders die ungeheure Moschee hervor, die den ganzen Hofstaat und die Leibgarde, 100 000 Menschen, zu fassen vermochte. Aber auch der Palast des Kalifen Mutawakkil, zu dem man von einem riesigen, hallenumgebenen Wasserbecken emporsteigt, ist von gewaltigen Abmessungen. An seinen von einer Kuppel überwölbten Mittelbau schließt sich eine Flucht von Sälen und Hallen, deren Wandsockel aus ornamentüber-sponnenen Gipsplatten bestehen; die schönsten sind in die Islamische Abteilung der Berliner Museen gekommen. Hinter dem Palast folgen zwei weitere Höfe, von Schatzhäusern, Kasernen, Wirtschaftsgebäuden und kühlen, unterirdischen Sommerhallen eingefast; anschließend ein Tierpark, ein Polospielplatz und eine



7. Samarra, Stuckdekoration einer Palastwand

Rennbahn, während sich am Südrande der Stadt das achteckige Riesenlager der 80000 Mann starken Prätorianergarde erhob. Diese ungeheure Häufung von Moscheen, Palästen und Wohnhäusern, die sich in einer Länge von 33 km — so weit wie von Berlin bis Potsdam — am linken Tigrisufer hinzog, ist in fünfzig Jahren entstanden und dann verlassen worden, denn die blutigen Familienwirren, in denen die Dynastie unterging, und die fortwährenden Konflikte der Garde mit der Bevölkerung führten zur Rückverlegung der Residenz nach Bagdad. Die Wohnhäuser aus Lehmziegeln lösten sich in ihren Urstoff auf, und die Prachtbauten aus gebrannten Ziegeln verfielen und verschwanden unter dem Bahrtuch des Wüstensandes.

Wenn Samarra Beziehungen zum fernen Osten andeutet, so haben die drei Turfan-Expeditionen, die Albert Grünwedel und Albert von Le Coq, Direktoren im Berliner Museum für Völkerkunde, von 1904 bis 1914 unternahmen, den zeitlichen und

räumlichen Umfang dieser Beziehungen in ungeahnter Weise erweitert. Die von ihnen heimgebrachten, überraschenden Skulpturen, Wandgemälde und Handschriftenreste, jetzt in teils neu erbauten Sälen des Museums für Völkerkunde vorbildlich aufgestellt, zeigen, wie weit der Hellenismus nach Asien vorgedrungen ist und welche tiefe Befruchtung nicht nur Indien, sondern auch China von ihm empfangen hat¹⁹⁾.

Infolge von Alexanders Zug nach Indien entstanden in Baktrien und im Pendschab hellenistische Militärmonarchien, in deren von griechischen Veteranen besiedelten Städten eine feine hellenistische Kunst erblühte, die sich eigenartig mit dem aus Indien vordringenden Buddhismus vermählte. Sie erhielt sich noch jahrhundertlang nach der Zerstörung jener griechischen Kolonialstaaten durch den Einbruch der Parther und anderer Nomadenvölker. Unter diesen Eindringlingen befand sich ein von den Chinesen als Yüetschi bezeichnetes Volk, vermutlich die Tocharer, die eine arische Sprache hatten und, nach ihren blauen Augen und roten Haaren zu schließen, Indogermanen waren. Sie siedelten sich teils im Pendschab (Gandhara), teils in Ostturkistan (Turfan) an; ihre Grabhügel, die südrussischen Kurgane, bezeichnen ihren Weg vom Don bis an die Grenzen Chinas. Dies Herrenvolk übernahm den Buddhismus und die hellenistische Kultur des von ihm unterworfenen Mischvolkes und bildete in Gandhara um Christi Geburt eine eigenartige religiöse Kunst aus. Apollo- oder Dionysosstatuen wurden zu Buddhagestalten umgeschaffen, wie sie bis heute für alle buddhistischen Länder maßgebend geblieben sind. Denn diese eigenartige Kunst drang nicht nur von Gandhara befruchtend nach Indien vor, sondern sie gelangte über Turfan mit dem Buddhismus auch nach China und erweckte dessen Kunst aus ihrer primitiven Starre. Aber auch nach Europa strömte die Gandhara-kunst zurück; so ist Herakles mit dem Dionysosknaben zum buddhistischen Kinderbeschützer Pancika geworden, der wie Herakles ein Kind auf der Schulter trägt oder es durch einen

Fluß führt; als Heiliger Christophorus ist er in die christliche Legende zurückgekehrt. Besonders stark muß dieser Rückstrom in der Völkerwanderungszeit geworden sein, als die mit den Hunnen verbündeten iranischen Alanen mancherlei Sitten und Bräuche aus Mittelasien nach Europa mitbrachten, wo sie dann den neu entstehenden Kulturen der germanischen Völker einverleibt wurden. Die Ähnlichkeit von Kleidung und Waffen auf den von Le Coq mitgebrachten tocharischen Wandgemälden mit denen der Karolingerzeit und der burgundischen Hoftracht des Mittelalters läßt sich kaum anders erklären.

Um 750 brachen türkische Eroberer in Ostturkistan ein und machten die Festung Chotscho bei Turfan zu ihrer Hauptstadt.

Ihre Herrscher und Vornehmen nahmen den Glauben des Persers Mani an, der sich auch in Europa, Vorderasien und Nordafrika verbreitet hatte, hier aber vom Christentum, dann vom Islam, ausgerottet worden war, wogegen er sich in Turfan erhalten hat. Die deutsche Turfanexpedition hat Reste der verschollenen manichäischen Literatur in prachtvoller Ausstattung (Miniaturen, Schönschrift, Bucheinbände) ausgegraben, deren Schrift aus einer unbekanntem semitischen Schrift abgeleitet ist. Nach Berlin gebracht, sind sie von Le Coqs Kollegen F. W. K. Müller entziffert worden. Es sind Hymnen, Sündenbekenntnisse,



8. Gandhara, Buddhastatue
um 150 n. Chr.

Kosmogonien usw. in seltsamem Gemisch mit äsopischen Fabeln und einer Geschichte Buddhas in manichäischem oder christlichem Gewand, der Legende von Barlaam und Josaphat, die im deutschen Mittelalter in der Bearbeitung des Rudolf von Ems zum beliebten Volksbuche wurde. Also auch hier nochmals ein Rückstrom asiatischer Kultureinflüsse auf Europa, — auf den gleichen Karawanenstraßen, auf denen die chinesische Seide nach den Ländern des Islam und nach dem Abendlande gelangt ist. Die Kreuzzüge haben diesen Einfluß noch gesteigert, aber noch mehr die Erhebung der Mongolen, die China und Turkistan einerseits, Vorderasien und Rußland andererseits eroberten und bis nach Schlesien vordrangen (Schlacht bei Wahlstadt 1241).

Verblüffend wirkt in Turfan das Nebeneinander hellenistischer und ostasiatischer Kunstformen, wie man es jetzt im Berliner Museum beobachten kann. Während die Skulptur immer wieder die alten hellenistischen Stuckformen benutzte oder sie neu abklatschte, paßte sich die Malerei dem Vordringen des ostasiatischen Rasselements und seinem Schönheitsideal an. Aus den langen Nasen und tiefliegenden Augen der Europäer wurden kleine Nasen und flache Schlitzaugen, aus den üppigen Locken straffes Asiatenhaar. Erst ganz allmählich folgte auch die Skulptur diesem Geschmackswandel und glitt ins Chinesisch-Japanische hinüber.

Von dieser Abschweifung nach dem fernen Osten kehren wir nach dem westlichen Asien zurück, und zwar in einen neuen Kulturkreis, den der Hethiter, der sich selbständig neben dem sumerischen und dem babylonisch-assyrischen behauptet hat, obwohl gegenseitige Beziehungen und Beeinflussungen bestehen, ja vermutlich ein gemeinsamer Kulturkreis der Urbevölkerung zugrunde liegt. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts kannte man dies rätselhafte Volk nur aus der assyrischen und biblischen Überlieferung; erst die Ausgrabung einer Hethiterstadt bei Sendschirli in Nordsyrien, die Karl Humann 1888 begann



9. Turfan, Tocharisches Wandgemälde

und die v. Luschan und Otto Puchstein mit den Mitteln des Orientkomitees, der späteren Deutschen Orientgesellschaft, bis 1902 fortführten und bei der sich auch R. Koldewey seine Sporen erwarb, gab eine unmittelbare Anschauung von jener Kultur. Die kreisrunde Herrenburg, um die sich ein ummauerter Stadtkreis schloß, zeigte die gleiche klobige Schwere wie in Mesopotamien, eine festungsartige Häufung der Baumassen, freilich im Stein- statt im Ziegelbau.

Einen großen Fortschritt brachte dann die Ausgrabung der Hethiterhauptstadt Chattusasch bei dem jetzigen Boghazköi im östlichen Kleinasien, die Hugo Winckler und Otto Puchstein von 1907 bis 1913 mit den Mitteln der Vorderasiatischen Gesellschaft, dann der Deutschen Orientgesellschaft und des Archäologischen Reichsinstituts sowie mit Zuwendungen aus dem kaiserlichen Dispositionsfond ausführten. Leider waltete ein Verhängnis über ihr. Kaum hatte Puchstein die Erforschung der gewaltigen Stadtmauern und Tore, des Herrscherpalastes u. a. großer Gebäude vollendet, so riß ihn der Tod hin (1911), und zwei Jahre darauf erlag Winckler langem Siechtum, nachdem er die Tontafeln des hethitischen Staatsarchivs im wesentlichen geborgen und das Wichtigste aus diesem unerschöpflichen Urkundenschatz bekanntgemacht hatte. Selbst der Herausgeber des Boghazköiwerkes fiel ein paar Jahre darauf im Kriege. So müssen denn andere ihr Werk fortsetzen²⁰⁾.

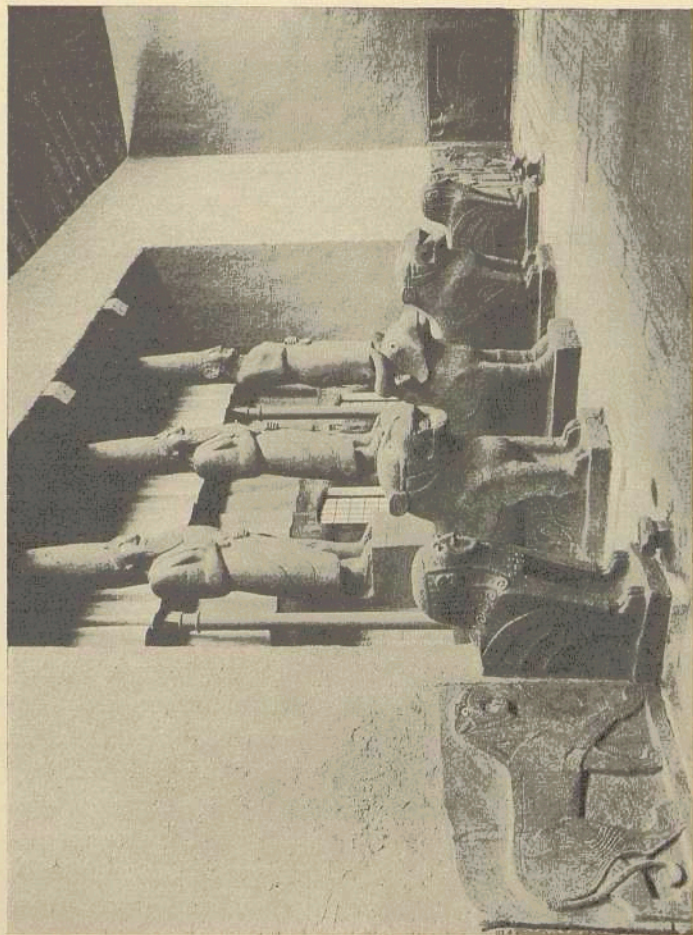
Ein großer Teil dieser Urkunden, die sich über den Zeitraum von 1800 bis 1200 v. Chr. erstrecken, ist nach Berlin gelangt. Je weiter man in ihrer Entzifferung kam, desto größer wurde die Überraschung und das allgemeine Interesse, desto schwieriger aber wurden auch die Probleme, die sich ergaben. In den religiösen Texten tauchten nicht weniger als acht im Kult verwendete Sprachen von ganz verschiedenem Charakter auf²¹⁾, unter ihnen zwei eng verwandte Mischsprachen, das ältere Luwische und das jüngere Hethitische, beide mit indogermanischem Einschlag in Flexion und Wortschatz, die ältesten

Schriftzeugnisse für das Auftreten indogermanischer Völker in Asien. Auch das hethitische Königtum gemahnt — im Gegensatz zu dem Absolutismus des Orients — an das indogermanische Heerkönigtum. Es war anfangs wohl ein Wahlkönigtum, das aus der Gemeinde der freien, wehrfähigen Männer hervorging, aber auch später blieb es der Gemeinde (Pancus) des Schwertadels und der Offiziere verantwortlich; diese konnte den König absetzen, ja ihn hinrichten lassen, und die Erbfolge hing von ihrer Bestätigung ab. Auch die gewaltigen Herrscherburgen, die den Vergleich mit den mykenischen Königsburgen in Griechenland nahelegen, sprechen für ein eingewandertes Herrenvolk, das die einheimische Urbevölkerung unterwarf. So entstand eine eigenartige Mischkultur, die sich nicht nur in der Sprache, sondern auch in Religion und Kunstübung ausprägte.

Neben religiösen Texten enthielt das Archiv von Boghazköi vor allem auch den diplomatischen Schriftwechsel der Hethiterkönige mit den Herrschern Vorderasiens und den ägyptischen Pharaonen des Neuen Reichs, ein kostbares Gegenstück zu dem schon 1887 durch Raubgrabung entdeckten ägyptischen Staatsarchiv in Tell el Amarna, das den diplomatischen Schriftwechsel des Pharaos Amenophis III. und seines Sohnes, des „Ketezerkönigs“ Amenophis IV., enthielt und die Schriftfunde von Boghazköi teils ergänzte, teils die gleichen Urkunden enthielt. Auch von ihnen ist ein Teil nach Berlin gelangt. Beide Funde haben die Geschichte und Völkerkarte des Vorderen Orient im 2. Jahrtausend in ungeahnter Weise geklärt; ja nach den neuen Forschungen von E. Forrer²²) bestätigen die Boghazköitexte sogar das Bestehen eines Großreiches der Achäer (Achi-jawa) in Westkleinasien und Griechenland im letzten Menschenalter vor dem Trojanischen Krieg, denn sie erwähnen in sehr ähnlich klingender Form den homerischen Großkönig Atreus, Agamemnons Vater, und den sagenhaften äolischen König Eteokles, dessen längst ausgegrabene Hauptstadt Orchomenos in Böotien durch Kühnheit und Größe ihrer Bauten mit den

Königsburgen von Tirnys und Mykenä wetteifert. Die Bodenforschung hat ja so viele, bisher als sagenhaft geltende Überlieferungen der Bibel und der Homerischen Epen bestätigt, daß auch diese Feststellung nichts Wunderbares mehr hätte. Jedenfalls ist das Hethiterreich bald nach dem Trojanischen Krieg infolge großer Völkerbewegungen aus dem Norden zusammengebrochen, und die neuen Wandervölker, die in Kleinasien eindrangen, haben die Hethiter nach Nordsyrien zurückgedrängt, das schon seit Jahrhunderten zu ihrer Machtsphäre gehörte. Auf diesem Kolonialboden hat dann die hethitische Kultur, mit derjenigen der alten Bevölkerung verschmelzend, noch eine Nachblüte erlebt, die sich freilich wesentlich von ihrer alten Form in Kleinasien unterscheidet; aus dieser Zeit stammt auch die Berührung der Hethiter mit den Hebräern und die Kunde von ihnen im Alten Testament.

Eine unmittelbare Anschauung von der Eigenart jener althethitischen Kultur und der schweren Wucht ihrer Bau- und Kunstwerke gibt die Ausgrabung einer dritten Königsstadt der Hethiter, und zwar der ältesten von allen, denn sie wurde schon um 2000 zerstört. Sie zeigt zugleich das frühe Ausgreifen der hethitischen Macht, denn diese namenlose Stadt liegt an der Stätte des heutigen Tell Halaf in Nordmesopotamien im Quellgebiet des Chabur, eines Quellflusses des Euphrat. Ihre Ausgrabung, seit 1899 begonnen, aber noch nicht vollendet²³⁾, hat der vielseitig wirksame Diplomat und Orientforscher Max Freiherr v. Oppenheim aus eignen Mitteln bestritten. Eine Anzahl seiner Funde, zum Teil von gewaltigem Ausmaß, ist in Berlin seit 1930 provisorisch, aber vorbildlich, in einem eigenen Museum²⁴⁾ aufgestellt und sorgfältig ergänzt worden. Der Rest der Fundstücke, dessen Transport sich durch ihre Riesengröße und die vertragsmäßige Teilung mit der französisch-syrischen Mandatsregierung verbot, ist in einem von Frhr. v. Oppenheim eingerichteten Museum in Aleppo geborgen und so vor der schon begonnenen Zerstörung gerettet worden.



10. Tell Halaf, Innerer Torcingang des Tempelpalastes
Wiederaufbau im Tell-Halaf-Museum in Berlin

Die Kulturschicht dieser alten Hethiterstadt zeichnet sich durch einen erstaunlichen Reichtum an Buntkeramik und Werkzeugen aus Feuerstein und Obsidian aus, die denen der ältesten Schichten von Susa, Ur und Warka sowie der Urschicht von El Obêd entsprechen; sie enthält aber auch zahlreiche Werkzeuge aus Kupfer und Bronze, Schmuckperlen usw. Erst um 1200 v. Chr. wurde die Ruine von einem aramäischen Herrscher-geschlecht neu besiedelt. Einer seiner Könige, Kapara, zog aus ihren Trümmern alles noch Brauchbare, besonders Steinbilder und Reliefplatten, hervor, um seine neuen Bauten damit zu schmücken. Aber auch diese Stadt wurde schon um 1100 von dem Assyryerkönig Tiglat Pileser I. zerstört und in der Folgezeit nur spärlich besiedelt. Von der Großartigkeit ihrer Bauten zeugen noch drei riesige Götterbilder aus Basalt, die jetzt in Berlin wieder aufgestellt sind, zwei bärtige Männer und eine Frau, alle mit hohen spitzen Mützen, auf klobigen Tieren stehend, der Hauptgott in der Mitte auf einem Stier, die beiden anderen auf Löwen. Sie dienten als Gebälkträger in der inneren Toröffnung des Tempelpalastes, von zwei weiblichen Sphingen flankiert. Andere Steinbilder, zwei Skorpionvogelmenschen und ein Greif, standen an anderen Stellen als Torwächter. Neben der wuchtigen Urkraft dieser würfelförmig gedrunge- nen Götter- und Tiergestalten wirken die um fast 2000 Jahre jüngeren Löwen, Stiere und Drachen des neubabylonischen Ischtartores und seiner Prozessionsstraße höchst zivilisiert. Aber auch die Sockelplatten der Außenmauern des Palastes, abwechselnd aus Basalt und rotem Sandstein, sind erstaunlich. Fast 200 von ihnen sind bei der Wiederverwendung durch Kapara regellos eingemauert und teils roh zugestutzt worden, aber ursprünglich müssen sie eine zusammenhängende Komposition gebildet haben, einen religions- und kulturgeschichtlichen Bilderatlas aus Stein. Jede einzelne ist ein Kunstwerk von realistischer Frische, besonders die Tiergestalten. Man sieht Pferde, Gazellen, Kamele, Strauße, Hirsche und Löwen, Tierkämpfe und Jagdszenen, wappenartig

zwischen einem stilisierten Palmbaum gegeneinander gestellte Tiere, ein Schiff und Streitwagen, aber auch Götter und Dämonen, unter ihnen einen Dämon mit den drei Flügelpaaren des biblischen Seraph, mythologische Figuren, die das babylonische Gilgameschepos vorwegnehmen, schließlich etwas ganz Wunderliches, eine Musikkapelle betrunkenen Tiere, die nur in Ur eine Entsprechung hat. Den Einfluß der sumerischen Kunst von Ur zeigen auch drei Steinbilder einer Kultstätte auf dem Berg Rücken des Djebelet el Beda 90 km südlich vom Tell Halaf, die Frhr. v. Oppenheim gleichfalls ausgegraben hat, eine riesige Rundstatue und zwei doppelseitige Stelen von Göttern mit sumerischen Zottenröcken, wohl die ältesten Steinbilder der Welt (4. Jahrtausend v. Chr.).

Die Bedeutung dieser Funde für die früheste Kultur Vorderasiens ist noch nicht zu übersehen, wohl aber erkennt man, wie stark die Ausstrahlung dieser hethitischen Kultur auf spätere Kulturen gewesen ist, auf die altjüdische (Seraph) und mykenische (Löwentor von Mykene), ja noch auf die frühgriechische ionische Kultur Kleinasiens, zu einer Zeit, als nur noch die Bau- und Kunstwerke von den längst untergegangenen Hethitern zeugten. So lebt der „Kubismus“ ihrer Sitzbilder noch in denen der Prozessionsstraße von Milet und in der „thronenden Göttin“ des Berliner Museums fort; ja selbst auf den ionischen Inseln Westgriechenlands macht sich der Einfluß der hethitischen Kunst geltend. So hat die Statuenbasis eines Gottes aus Sendschirli, die einen fratzenhaften Dämon im sogenannten Knielauf zeigt, das Vorbild für den Gorgonengiebel des frühgriechischen Tempels in Korfu, dem alten Kerkyra, geliefert, der in den letzten Vorkriegsjahren auf Veranlassung und unter persönlicher Beteiligung Kaiser Wilhelms II. ausgegraben wurde. Durch die syrischen Soldaten des Römischen Kaiserreiches sind die uralten hethitischen Götter sogar bis zur Donau und zum Rhein gelangt. Einer jener Söldner hat bei dem Limeskastell von Heddernheim bei Frankfurt ein Weihdenkmal des Juppiter

Dolichenus (aus dem syrischen Badeort Doliche) errichtet, dessen Inschrift: „Natus ubi ferrum oritur“ (geboren, wo das Eisen wächst) noch die Erinnerung an das alte Hethiterreich im Norden Kleinasien bewahrt, wo an der Küste des Schwarzen Meeres das Eisen zutage lag. Die Hethiter waren also eins der ersten Völker der Eisenkultur, und das erklärt zum Teil ihre langanhaltende Machtstellung in Kleinasien und ihr Vordringen in die syrische Machtsphäre Ägyptens. Ramses II. schlug sie zwar um 1300 bei Kadesch am Orontes, hielt es dann aber für geratener, einen Freundschaftsbund mit ihrem König zu schließen, sich mit ihm zu verschwägern und Syrien zwischen beiden Großmächten aufzuteilen. In einem seiner Briefe bittet er ihn sogar um Eisen, weil er in seinem Schatzhaus keins habe. Für die Ägypter war das Eisen damals also noch eine Kostbarkeit, ähnlich wie in Homers Ilias, — dort selbst noch das Meteoreisen; die Hethiter aber besaßen reiche Eisenlager; ein Grund mehr für Ramses, sich gut mit ihnen zu stellen.

Durch die Hethiter lernten die Ägypter auch das Pferd und den Streitwagen kennen; freilich sollten sie ihre Lehrmeister im Fahren und Reiten bald überflügeln. Das beweist, im Zusammenhang mit den Nachrichten der Bibel, die neue amerikanische Ausgrabung in Megiddo (Palästina)²⁵, dessen kreisrunde Stadtmauer nach Art der alten hethitischen Königsburgen aus der Zeit des Königs Salomo (um 1000 v. Chr.) stammt. Eine ähnliche Stadtmauer aus Lehmziegeln auf Steinsockel aus der gleichen Zeit war bereits in Geser gefunden worden. In dem Mauerring von Megiddo kam u. a. ein großes steinernes Stallgebäude (55 zu 25,5 m) zutage, das Raum für eine Schwadron von 120 Pferden bot. Nun wissen wir aus dem Alten Testament (I. Könige IX, 15—19, und X, 26—29), daß Salomo zur Befestigung des neuen jüdischen Staates in Palästina sowohl Megiddo wie Geser und andere „Städte der Reiter und der Wagen“ sowie Kornmagazine erbaute und daß er ein Kavalleriekorps von 12 000 Pferden und 1400 Kriegswagen, die Vorläufer der heutigen Tanks, aufstellte,

die er teils in diese Städte, teils in seine neue Hauptstadt als Garde legte und jüdischen Führern unterstellte. Beide Truppenformationen bezog er aus Ägypten. Außerdem trieb er einen schwunghaften Soldatenhandel mit Kavallerie und Kriegswagen, die er in Ägypten ankaufen ließ und an die hethitischen und syrischen Könige weiter verkaufte. Der Schwadronstall in Megiddo diente also einem von beiden Zwecken. Somit hatten die Ägypter die Ausbildung und Organisation dieser Waffengattungen derart verbessert, daß ihre eignen Lehrmeister sie nunmehr durch Salomos Zwischenhandel aus Ägypten bezogen.

Syrien, das als Durchgangsland zwischen Vorderasien, Kreta und Ägypten die mannigfachsten Einflüsse, teils nach-, teils nebeneinander erfahren hat, wird uns durch die neuen, aufschlußreichen französischen Ausgrabungen näher gerückt, besonders als Heimat des ältesten Buchstabenalphabets und somit unserer heutigen Schriftsysteme. Schon im 3. Jahrtausend zeigt sich an der Küste, besonders in dem phönizischen Byblos, der Einfluß Ägyptens, das sich dort eine Flottenbasis schuf und Holz und Harz vom Libanon sowie Erdpech für die Mumien bezog. Dieser Einfluß stieß im 2. Jahrtausend auf den der sumerisch-akkadischen und der hethitischen Kultur, und so entstand ein eigenartiges Gemisch ägyptischer, kretischer und vorderasiatischer Religionen, Schriftsysteme und Kunststile, dem gegenüber auch die Phönizier an der Küste zunächst nur Empfangende und Nachahmende blieben. Ihre Schrift war anfangs die ägyptische Hieroglyphenschrift, dann die vorderasiatische Keilschrift; erst die Grabinschrift des Königs Ahiiram von Byblos, des Zeitgenossen Ramses' II., zeigt eine alphabetische Linearschrift, die Urahne unserer europäischen Alphabete.

Ein anderes Buchstabenalphabet in einer unbekanntenen Keilschrift aus der gleichen Zeit (13. Jahrhundert v. Chr.) kam bei den Ausgrabungen zutage, welche die französischen Archäologen A. F. Schäffer und G. Chenet seit 1929 in den Ruinen von Ras Shamra im nördlichsten Syrien gegenüber der Kupferinsel

Zypern (Kypros, daher unser „Kupfer“) unternommen haben. In diesem Umschlaghafen für den Handelsverkehr der Mittelmeerwelt mit dem vorderen Orient und mit Ägypten haben sich naturgemäß die mannigfachsten Kultureinflüsse zusammengedrängt²⁶). Im Anschluß an einen aus zwei großen, ummauerten Höfen bestehenden Tempelpalast fand sich ein Tempelarchiv, zu dem auch eine Schreiberschule gehörte. Eine Fülle von Tontafeln, teils in mehreren Reihen beschrieben, zeigte vier verschiedene Schriftsysteme und Sprachen: die babylonische, die sumerische, die damals, wie das Latein im Mittelalter und in der Neuzeit, nur noch als heilige Sprache für religiöse und wissenschaftliche Texte benutzt wurde und daher in einem Wörterbuch kodifiziert war, eine bisher unbekannte semitische Sprache und schließlich die schon genannte alphabetische Keilschrift von 27 Schriftzeichen, die aus der babylonisch-hethitischen Silbenschrift abgeleitet war. Kaum veröffentlicht, wurde sie von Professor Hans Bauer in Halle entziffert²⁷) und als phönizisch erwiesen; ihre weitere Ausdeutung steht noch bevor. Inzwischen wurde in dieser Schrift noch ein Heldenepos des Taphon von 800 Zeilen entdeckt, wohl ein Gegenstück zu dem berühmten babylonischen Gilgamesepos. Rechnet man dazu noch die ägyptischen und hethitischen Inschriften, so waren nicht weniger als sechs Schriftarten im Gebrauch, und man begreift, warum die praktischen Handelsleute dieser Stadt sich gleich den Phöniziern von Byblos für ihren eigenen Gebrauch statt der umständlichen Silbenschrift eine alphabetische Buchstabenschrift schufen. Da jedoch ihre Keilschrift ihrerseits umständlicher war als die einfache Linearschrift von Byblos, hat diese schließlich den Sieg davongetragen. Doch wie allen damaligen Schriftsystemen fehlten auch ihr noch die Vokalzeichen, die erst im griechischen und etruskisch-lateinischen Alphabet hinzugefügt wurden, so daß eine lückenlose Lautschrift entstand.

Außer diesen für die Geschichte der Schrift hochwichtigen Schriftfunden wurde in dem Tempelpalast noch ein großes



II. Ras Shamra, Kretisch-mykenische Fruchtbarkeitsgöttin

Depot von Bronzewaffen und Gegenständen aller Art entdeckt, u. a. ein prachtvoller Dreifuß mit geschweiften Löwenfüßen und Zieraten aus Lotosblumen, und in einem der Höfe fanden sich noch die Grundmauern eines Altars nebst den Bruchstücken lebensgroßer Götterfiguren in ägyptischem Stil. Aus einer Weihinschrift in ägyptischen Hieroglyphen, die der königliche Schreiber und Vorsteher des Tempelschatzes dem „Baal von Sapuna“ gesetzt hat, erfahren wir schließlich auch den Namen dieser Stadt, die um 1100 durch Brand zugrunde gegangen ist.

Besser erhalten, wenn auch schon in alter Zeit von Grabräubern verwüstet, war die Nekropole außerhalb der Stadt. Hier fanden sich unterirdische Königsgräber mit Scheingewölben und rundbogigen Eingängen nach Art der kretischen und mykenischen Kuppelgräber nebst vielzimmerigen Räumen als Wohnstätten der Toten mit großen Vorratskrügen und symbolischen Wasserleitungen. Und am Eingang eines Grabes lag das Skelett eines Mannes, wahrscheinlich eines Dieners, der seinem Gebieter ins Jenseits folgen mußte. Unter dem Boden der Gräber aber befanden sich Depots mit vergoldeten Idolen der phönizischen Astarte (Ishtar), des ägyptischen Horus, des syrischen Wettergottes Reshef u. a. Gottheiten nebst Messern und Dolchen aus Bronze, Ringen aus Gold, Silber und dem damals noch kostbaren Eisen, Gold- und Silberperlen, bemalter mykenischer Keramik und dem prachtvollen Elfenbeindeckel einer runden Büchse, auf dem die kretisch-mykenische Fruchtbarkeitsgöttin mit bauschigem Volantrock, nackten Brüsten und hochtoupierter Frisur zwischen zwei wappenartig aufgerichteten Ziegenböcken dargestellt ist. Die Fortsetzung dieser schon so gewinnreichen Ausgrabungen verspricht noch manche Überraschungen.

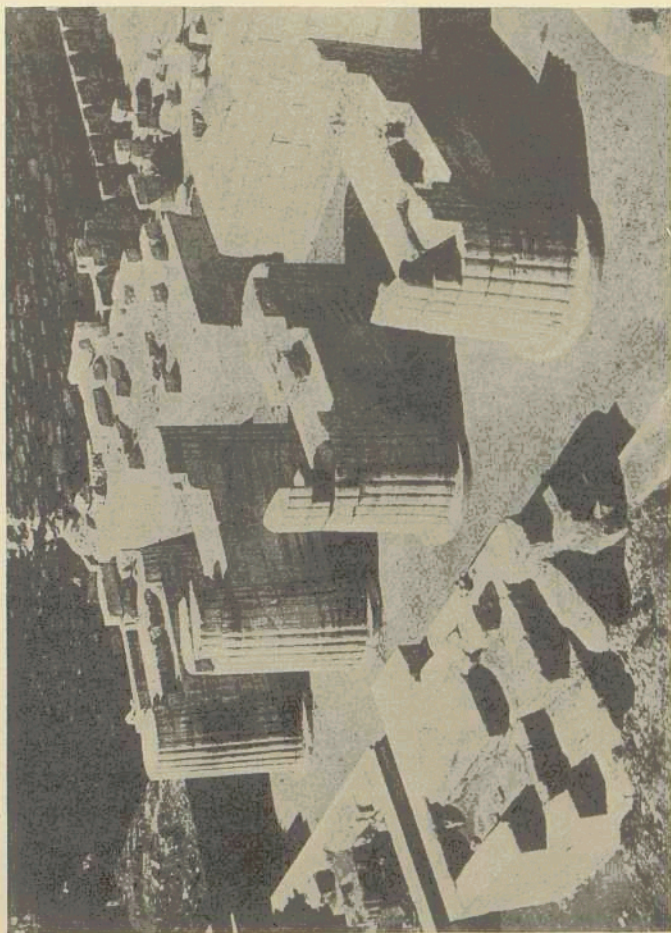
2. Ägypten

Allgemein bekannt sind die höchst wertvollen, aber etwas reklamehaft aufgebauchten Funde des Tutanchammon-Grabes²⁸⁾, die künstlerische Spitzenleistung einer durch die deutschen Amarnafunde wohlbekannten und verhältnismäßig jungen Kultur (um 1350 v. Chr.), denn sie sind durch zahlreiche Aufsätze und Abbildungen in der Presse veranschaulicht worden und bereits in die Kunstgeschichte übergegangen²⁹⁾. Die Sensation, die sie hervorriefen, beruht nicht nur auf den erstaunlich reichen Grabbeigaben aus Gold, Silber, Edelsteinen, Elfenbein, Fayence und Glasflüssen, sondern auf der Entdeckung dieses Königsgrabes überhaupt, denn es war das einzige, von Grabräubern noch wenig zerstörte, und es barg noch die Königsmumie in einer ganzen Reihe kostbarer Schreine, Sarkophage und Särge, deren innerster, ein Kunstwerk aus gediegenem Gold im Gewicht von 200 kg, zu den größten Kunstschatzen aller Zeiten gehört. In diesem Sarge lag die Königsmumie, mit einer prachtvollen Goldmaske von 80 kg Gewicht bedeckt und mit einem kostbaren Diadem geschmückt. Dazu kam die künstlerische Schönheit und die kulturgeschichtliche Bedeutung der mannigfachsten Gegenstände. In der Freiheit und Kühnheit der Gestaltung und Komposition lebt noch überall die künstlerische und religiöse Revolutionszeit von Tell el Amarna und der Einfluß der kretischen Kunst nach. Amarna ist sogar unmittelbar vertreten durch den prachtvollen Thronessel, auf dem einst der „Ketzerkönig“ Amenophis IV., Tut-anch-Ammons Schwiegervater, gesessen hatte. Aber auch kulturgeschichtlich waren die Funde höchst aufschlußreich. Streitwagen mit prachtvollem Reliefschmuck, kostbare Bogen, Schwerter und Dolche, die letz-

teren von einzigartiger Schönheit, kunstvolle Stöcke, Gewänder, goldne Sandalen, Handschuhe, Ringkragen, Ringe, Skarabäen, Salbfäschchen und eine Fülle von kostbarem Hausrat, Prunkbetten und Stühle, Truhen und Kästen, schwungvolle Alabastergefäße, Musikinstrumente, kurz alles, was der König im Leben getragen oder benutzt hat, ist ihm ins Jenseits mitgegeben worden. Wenden wir uns jedoch von dieser Glanzleistung des Neuen Reiches zunächst den neuesten Ausgrabungen der Kultur des Alten Reiches zu, bevor wir auf die des Neuen Reiches zurückkommen, denn sie werfen neues Licht auf das Werden der ägyptischen Kunst in geschichtlich faßbaren Zeiten.

Noch vor kurzem erschienen die dreieckigen Pyramiden von Gise als unerklärliche Wunder, die aus dunkler Urzeit empor tauchten. Heute ist ihr Entwicklungsgang durch die Zwischenstufen bekannt. Er führt von den steinernen Grabhügeln mit schrägen Wänden und flachem Dach, den sogenannten Mastabas (Bänken), über das kastenartige Riesengrab des Pharaos Menes, des Begründers der 1. Dynastie, einen Lehmziegelbau mit flachem Dach aus Palmenstämmen, der bereits eine Reihe von Nebenräumen für Beisetzungen, Kult- und Schatzkammern enthielt, zu der Stufenpyramide des Pharaos Zoser oder Djeser (3. Dynastie) bei Sakkara, einer ungeheuren Mastaba mit trapezförmigem Grundriß, über die mehrere kleinere Mastabas treppenartig getürmt sind. Schrägte man diese Stufen ab und machte man den Grundriß quadratisch, so entstand die klassische Form der großen Pyramiden von Gise. Aber auch sie wurde nicht gleich gefunden; die merkwürdige Knickpyramide von Daschûr und die turmartige, zweistufige von Medûm bilden weitere Übergänge zwischen den Königsgräbern von Sakkara und Gise. Die Mastabaform aber behielt man für die Gräber der hohen Beamten bei.

An der Stufenpyramide von Sakkara hat Cecil M. Firth im Auftrage der ägyptischen Altertümmerverwaltung schon seit Jahren gegraben und die merkwürdigsten Dinge in ihrem Um-



12. Saqqara, Halle am Ende der Säulenbasilika des Pharaos Zoser

kreise entdeckt. Den ganzen Grabbezirk umgab eine hohe, festungsartige Quadermauer, die durch regelmäßig vorspringende senkrechte Streifen belebt war, eine offenbare Reminiszenz an den alten Bau aus Lehmziegeln mit eingezogenen Holzpfeilern, die uns in ähnlicher Form ja schon in Mesopotamien begegnet ist. Das Königsgrab selbst war von kleineren Gräbern der Prinzessinnen und des Hofstaates umgeben, unter denen besonders die der ersteren durch ihre äußerst feine Kalksteinarchitektur hervorstachen. Vorgelegte kanellierte Halbsäulen und Pilaster, die völlig griechisch anmuten, gliedern die Front eines dieser Gräber. Die größte Überraschung aber bildete eine gewaltige Festhalle, eine dreischiffige Säulenbasilika mit überhöhtem Mittelschiff, die Urahne der hellenistischen Königshalle und der christlichen Basilika im 3. Jahrtausend v. Chr. Überall freilich zeigt sich noch die Neuheit des Steinbaus; überall schimmert noch die alte Bauweise aus Holz, Lehmziegeln und Schilfbündeln durch. Die Steinquadern sind nur um wenig größer als Ziegelsteine; die Säulen ahmen noch zusammengeschnürte Schilfbündel nach, die steinernen Gehege Holzzäune, und die Baumeister hatten noch so wenig Vertrauen zu der Standhaftigkeit der Säulen, daß sie sie durch Zungenmauern mit den Wänden verbanden. Erst in den Grabbauten der 4. Dynastie auf dem Wüstenplateau von Gise zeigt sich in jeder Hinsicht ein Fortschritt zum Monumentalen und Schlicht-Großartigen. Das Königtum des Cheops und seiner Nachfolger äußerte seine Machtfülle auch in der Kunst, in der technischen Bezwingung ungeheurer Steinmassen, in der Symmetrie der Anlage, in der bewußten Abkehr von dem gefälligen, schmückenden Stil von Sakkara.

Bei den Pyramiden von Gise hatte Professor G. Reisner von der Harvard-Universität in Boston schon vor dem Weltkriege den unvollendeten Totentempel vor der Pyramide des letzten Königs der 4. Dynastie, Mykerinos (Menkaura), ausgegraben, wobei er eine Reihe prachtvoller Alabasterköpfe von Statuen

dieses Königs (jetzt in Boston) fand. Nach dem Kriege entdeckte er bei der Wiederaufnahme seiner Ausgrabungen am Ende eines tiefen Felsschachtes das Grab der Königin Hetep-Heres, der Gemahlin des Pharaos Snofru, des Begründers dieser Dynastie, und Mutter des Cheops, des Erbauers der größten Pyramide von Gise³⁰). Es hatte sich ursprünglich im Gräberfelde bei Daschûr befunden, war aber von ihrem Sohne hierher verlegt worden, weil es von Grabräubern erbrochen und beraubt worden war. Das Unwesen der Grabräuberei zieht sich ja durch die ganze ägyptische Geschichte und ist wesentlich mitbestimmend für die Anlage der „Häuser der Toten“ geworden, da man sie durch immer größere und schwerere materielle Hindernisse, tief in den Felsen gesenkte Grabkammern, Fallschächte, ungeheure Fallsteine, Anlage leerer, irreführender Grabkammern, zu schützen suchte. Aus dem gleichen Grunde gab man den Pyramidenbau im Neuen Reiche ganz auf und bestattete die Könige in tiefen Felsgräbern, was zur völligen Trennung der Totentempel von den Gräbern geführt hat. Aber auch das war umsonst; die Grabräuber fanden dennoch den Weg zu den Gräbern. Es war daher ein großer Glücksfall, daß die modernen Grabräuber, die Archäologen, das Tut-anch-Ammon-Grab in nur angeplündertem Zustand entdeckt haben, weil sein Zugang durch den eines späteren Königsgrabes verschüttet worden war.

Auch das Grab der Hetep-Heres ist in Daschûr nur teilweise geplündert worden, und so hat Reisner seine nach Gise geretteten Reste unversehrt wiedergefunden. Über dem schlichten Steinsarkophag lagen drei lange vergoldete Holzstangen nebst einer langen Decke mit inkrustierten Inschriften aus Gold, die den Namen des Pharaos Snofru trugen, die Bestandteile eines Katafalks, der einst über dem Sarge gestanden hatte, aber in der Enge der neuen Grabkammer nicht wieder aufgerichtet werden konnte. Daneben lagen zahlreiche Holzbretter mit Goldbeschlägen, in die bunte Fayencen, zum Teil stilisierte Blumen, eingelegt waren. Diese eigentümlichen Inkrustierungen auf Holz

erklären sich daraus, daß man mit dem kostbaren gediegenen Material sparen wollte. Auch in Abusir (5. Dynastie) hat sich das Scheinbild einer Prunkvase gefunden, ein mit kostbaren Stoffen inkrustierter Holzkörper, der praktisch zwar unbrauchbar war, aber nach ägyptischer Vorstellung genügte, da der Tote ja die Zaubermacht hatte, die ihm mitgegebenen Scheindinge zu echten zu verwandeln. Von dem reichen Hausrat, der der Königin ursprünglich mitgegeben worden war, hat sich nur ein Bruchteil nach Gise hinübergerettet, unter anderen ein großes Bett, ein Sessel und zwei Lehnstühle, deren Lehnen mit Papyrusblumen geschmückt sind, alles reich mit Gold bekleidet und von erlesener Feinheit der Ausführung, daneben andere Gegenstände, wie sie ähnlich auch im Tut-anch-Ammon-Grab und in anderen Gräbern des Neuen Reiches gefunden worden sind, aber durch ihr hohes Alter von höherem wissenschaftlichen Werte, auch hier lauter wirklicher Hausrat, der einst der Toten gehört hatte, so Kästen für Toilettegegenstände, u. a. ein großer Kasten mit 26 Alabastergefäßen und vielen Scherben von Töpfen und Schalen, aber leider keine Juwelen und Schmucksachen, die jedenfalls schon geraubt waren.

Auch deutsche und österreichische Ausgrabungen haben vor dem Krieg im Pyramidenfelde von Gise stattgefunden. So grub eine von dem Großindustriellen Ernst von Sieglin in Stuttgart ausgerüstete Expedition unter Leitung des Leipziger Ägyptologen G. Steindorff und des Architekten Uvo Hölscher 1909 den Totentempel des Königs Chefren aus, dessen gewaltige, bis 12 m lange Kalksteinblöcke mit schmucklosen Platten von rotem Granit und Alabaster verkleidet waren³¹⁾. An anderen Grabungen im Totenfelde von Gise beteiligte sich (seit 1911) die Wiener Akademie der Wissenschaften und der deutsch-ägyptische Großkaufmann Pelizäus († 1930), der die ihm zugefallenen Fundstücke seiner Vaterstadt Hildesheim geschenkt und dort eins der schönsten ägyptischen Museen der Welt geschaffen hat. Diese Ausgrabungen wurden nach dem Weltkriege wieder auf-

genommen, unterstützt von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und geleitet von Professor Hermann Junker aus Wien, dem jetzigen Direktor des deutschen ägyptologischen Instituts in Kairo³²). Sie galten zunächst den Mastabas der Großen der 4. Dynastie, die sich in regelmäßiger Anlage um die Königsgräber verteilten, eine ganze Totenstadt mit kreuz und quer laufenden Gräberstraßen. Ihre Einheitlichkeit hat freilich unter der 5. und 6. Dynastie erheblich gelitten, als die alten Totenkulte bereits erloschen waren und allerlei Einbauten stattfanden, die freilich auch ihrerseits kunst- und entwicklungsgeschichtlich von hoher Bedeutung sind.

Die Häuser der Toten der 4. Dynastie entsprechen in ihrer herben Größe der schlichten Monumentalität der Königsgräber, die sie umgaben. Es sind riesige Steinklötze über einem tief in den Felsboden eingeschnittenen Grabe, zu dem von dem flachen Dach ein Schacht hinabführt. Die Gräber selbst liegen bis 25 m unter dem Boden, eins sogar 45 m tief, was der Höhe bzw. der doppelten Höhe einer modernen Mietskaserne entspricht. Die Kammern für den Totenkult liegen in einem Anbau, der im Innern von einem Tonnengewölbe überspannt ist. Der Bogenschnitt, der uns ja schon bei den Ausgrabungen von Ur begegnet ist, war also auch hier bekannt. An Stelle der sonst üblichen Scheintür, durch die der Geist des Toten in die Welt zurücktreten konnte, befindet sich in diesen Mastabas eine bemalte Kalksteinplatte, die den Verstorbenen opfernd darstellt. Inschriften fehlen noch gänzlich. Die Leiche ruhte in einem schlichten Steinsarkophag und war noch nicht mumifiziert; höchstens war sie mit Gips übergossen, da ihre Erhaltung ja Bedingung für das Weiterleben war.

Mit der 5. Dynastie kommt der alte Brauch der Scheintür wieder auf, aber die Reliefbilder werden beibehalten und in eine aus dem Massiv der Mastaba ausgesparte Kammer verlegt. Die Einbauten verschwinden, aber die Ausschmückung der Scheintüren und Kammern wird immer reicher. Auch die Hiero-

glyphenschrift taucht jetzt auf, sowohl an den Kammerwänden wie an den Särgen, die jetzt vielfach aus Holz sind. Ebenso setzt man dem Verstorbenen und seiner Gattin jetzt Grabstatuen, und zu ihrer Bedienung im Jenseits gibt man ihnen die sogenannten *Uscheptis*, Statuen ihrer Schreiber und Sklaven, mit, statt diese selbst zu töten und mit ihnen zu bestatten, wie es Brauch in Ur und in den Anfängen der dynastischen Kultur Ägyptens gewesen war. Wie schon gesagt, besaß der Tote ja Zaubergewalt und konnte all die Scheindinge, mit denen man sein Grab ausstattete, zum Leben erwecken.

Unter diesen Grabstatuen ist besonders die Doppelstatue des Zwerges *Seneb* und seiner Gemahlin, der Prinzessin *Sentites*, bemerkenswert. Zwerge waren im alten Ägypten offenbar beliebt, nicht nur als Hofnarren, sondern auch als Garderobenverwalter, Juweliere usw. Aber dieser Fall steht doch einzig da: anscheinend hatte ein reich gewordener Zwerg in jener Zeit sinkender Königsmacht eine Prinzessin heimführen können. Die Größenunterschiede dieses seltsamen Paares stellten den Künstler vor eine schwierige Aufgabe, die er aber glänzend gelöst hat. Die schöne Prinzessin sitzt in enganliegendem Gewand auf einer blockartigen Bank, Arm in Arm mit ihrem wunderlichen Gatten, der mit seinen kurzen, untergeschlagenen Beinen neben ihr wie ein Schneider hockt. Die Oberkörper befinden sich also in gleicher Höhe. Um aber den leeren Raum zu Füßen des Hockers auszufüllen, hat der Künstler die beiden Kinder in verkleinertem Maßstabe unter den Vater gestellt und so die Komposition geschlossen.

Dies Grabmal zeichnet sich noch durch eine andere Eigentümlichkeit aus, denn zu ihm gehört ein kleiner quadratischer Anbau, der mit einer Hängekuppel überwölbt ist. Aber wie schon gesagt, ist die architektonische Auswertung dieser bautechnischen Erfindung bis zur römischen Zeit nicht nachweisbar. In Gise entsprang sie dem Ziegelbau, denn in der Entstehungszeit dieses Grabmals, wo der Hof nicht mehr bei Gise wohnte und der Friedhof



13. Gise, Grab des Zwerges Seneb mit Hängekuppel
Dahinter die Cheopspyramide

immer mehr zur Begräbnisstätte kleiner Leute herabsank, trat neben dem Steinbau wieder der alte billige Ziegelbau mit seinen eigentümlichen Formen auf. Auch die Anbauten der 4. Dynastiekehrten wieder. Doch von solchen Rückschlägen abgesehen, zeigen alle Ausgrabungen in Sakkara und Gise die ägyptische Kunst im stürmischen Fortschritt ihrer Jugendzeit und im Gestalten neuer Bauformen. Damit zerrinnt die landläufige Vorstellung, daß diese Kunst starr, einförmig und urkonservativ gewesen sei, was doch nur für ihre Spätzeit wie für die aller Kulturen zutrifft. Selbst im Neuen Reich, in der Zeit des „Ketzerkönigs“ Amenophis IV. und seiner unmittelbaren Nachfolger, findet sich noch einmal eine Epoche großer Stilwandlungen.

Die 5. Dynastie (um 2600 v. Chr.), die sich zu einem Gipfel künstlerischer und materieller Kultur erhob, kehrte zu der gefälligen, schmückenden Kunst von Sakkara zurück: statt der kantigen Granitpfeiler von Gise Palmensäulen mit zierlichen Kapitellen, statt der glatten Wände aus riesigen Steinblöcken reliefgeschmückte Kalksteinplatten, alles in prachtvoller Vielfarbigkeit von schwarzem Basalt, rotem Granit und weiß leuchtendem Alabaster. Drei ihrer Königsgräber bei Abusir hat Ludwig Borchardt 1902 bis 1908 mit den Mitteln der Deutschen Orientgesellschaft ausgegraben³³⁾ und dadurch ihre ganze Anlage zum erstenmal völlig geklärt: den Torbau oder Taltempel am Nilufer, den gedeckten Rampenweg zum Schutz gegen Sandverwehungen, der bis zu 4 km Länge aus der Fruchtniederung zum Wüstenplateau emporführte, und schließlich den Totentempel vor der Pyramide, der sich in zwei voneinander getrennte Bauten gliederte: den eigentlichen Tempel für die Menge der Teilnehmer an den Totenfeiern und die abgeschlossene Kultkammer für die Nächststehenden vor der Scheintür der Pyramide zwischen Reihen von Schatz- und Vorratskammern. Der Totentempel selbst zerfiel in eine breite und eine dahinterliegende, tiefe Säulenhalle, und das gleiche Schema wiederholte

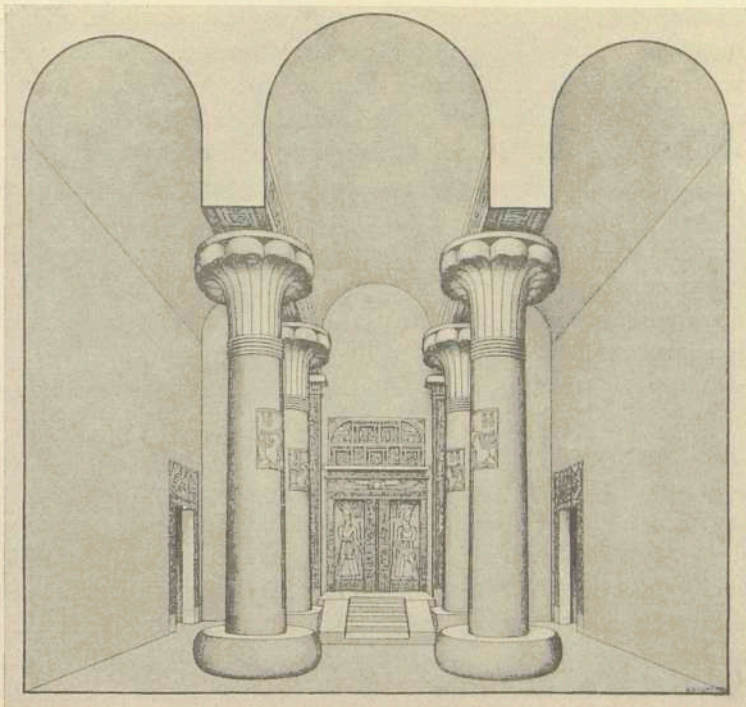
sich im Taltempel (breite Vorhalle und tiefer Säulensaal). Diese Entdeckungen gaben den unmittelbaren Anstoß zu der schon geschilderten Freilegung der entsprechenden Anlagen der 4. Dynastie bei Gise (Totentempel des Chefren und Mykerinos). 1925/26 wurde auch der vom Wüstensande halb verwehte Große Sphinx vor der Chefrenpyramide freigelegt, wie es seit dem Altertum schon mehrfach geschehen ist. Diese ungeheure liegende Löwengestalt mit Menschenhaupt, wohl aus einem riesigen Steinbruch ausgespart und aufgebaut, war nichts anderes als das symbolische Bild jenes Königs und seiner Herrschermacht, trug also einst seine Züge, die freilich durch die ewigen Sandstürme verschliffen und angenagt, schließlich auch durch die Soldaten Napoleons I. zerstört worden sind, die das altehrwürdige Königsbild als Zielscheibe benutzten . . .

Während Borchardt die Königsgräber in Abusir ausgrub, legte Freiherr W. von Bissing im Verein mit den Berliner Museen ein benachbartes Sonnenheiligtum des Königs Nuserre frei³⁴), das am Rande seiner Residenz in der Wüste lag und mit ihr — zum Schutz gegen Sandstürme — durch einen gedeckten Gang in Verbindung stand. Im Gegensatz zu den Königsgräbern war es tempel- und bildlos; es enthielt nur einen Altar und einen großen, zweistufigen Obelisk, zu dessen oberem Absatz gleichfalls ein gedeckter Gang emporführte. Die Reliefs an seinen Wänden (mehrere im Berliner Ägyptischen Museum) beziehen sich teilweise auf das Regierungsjubiläum des Königs. Diesem Motiv sind spätere Pharaonen gefolgt, als sie vor den Pylonen ihrer Tempel Obelisk zur Verewigung ihrer Regierungsjubiläen errichteten. An jenen alten bildlosen Sonnenkult aber hat im Neuen Reiche der „Ketzerkönig“ Amenophis IV. angeknüpft, ein Unterfangen, an dem er und seine Dynastie zerbrach.

Seine Residenz bei dem heutigen Tell el Amarna, die nach seinem Tode verfiel, ist von 1911 bis 1913 von Ludwig Borchardt ausgegraben worden. Ihre Funde, mit der Ägyptischen Altertümerverwaltung geteilt, sind zur Hälfte nach Berlin gelangt,

wo sie in dem neu eingerichteten Amarnasaal Aufstellung und starken Zulauf gefunden haben³⁵), besonders als ihrem Juwel, der bemalten Kalksteinbüste der Königin Nofretete, einem Modell aus der Werkstatt des Hofbildhauers Thutmes, die zum Glück abgewendete Auslieferung drohte. Der erstaunliche Stilwandel dieser Reformationszeit, ihr in der ägyptischen Kunst unerhörter Naturalismus, der deutlich den Einfluß der kretischen Kunst zeigt, hat sich auch durch die englischen Nachkriegsausgrabungen in Amarna offenbart, und zwar in den prachtvollen Wandmalereien der Paläste, mit Darstellungen von Tauben und Eisvögeln im Papyrusdickicht, die fast wie japanische Kunstwerke wirken³⁶). Den letzten Glanzpunkt dieser Amarnakunst bildet, wieschon gesagt, das Grab des Tut-anch-Ammon, der die Dynastie seines Schwiegervaters, des Ketzerkönigs, durch Rückkehr zum „rechten Glauben“ des Reichsgottes Ammon umsonst zu retten suchte und ganz jung — vielleicht keines natürlichen Todes — starb. Der Feldhauptmann Haremheb riß die Macht an sich und begründete die kraftvolle Dynastie der Ramessiden, deren bekanntester, baulustigster und ruhmredigster Herrscher, Ramses II., uns schon in seinen politischen Beziehungen zu den Hethitern entgegengetreten ist.

Sein Sohn Ramses III. bestand siegreich die schweren Kämpfe mit den Nordvölkern, die um 1180 v. Chr. — vielleicht zum Teil unter dem Druck der Dorischen Wanderung — in Gemeinschaft mit den Libyern zur See und zu Lande in Ägypten einfielen und in einer großen Doppelschlacht unterlagen, unter ihnen die Keftiu aus Kreta (dem Kaphtor der Bibel) und die Philister (mit nordischen Eisenschwertern und merkwürdigem Kopfschmuck aus Federkronen), die sich nach dieser Niederlage in Palästina festsetzten und ihm ihren Namen gaben. An den Wänden der gewaltigen Burg- und Tempelanlage von Medinet Habu am linken Nilufer gegenüber von Luxor, der Stätte der Residenzstadt, des „hunderttorigen“ Theben, hat Ramses III. seinen Sieg in 1600 Fuß langen, einst bunten Reliefbildern



14. Medinet Habu, Thronsal im Palast Ramses' III., Rekonstruktion

verherrlicht, die 1924 bis 1928 vom Orientinstitut der Harvard Universität in Chicago sorgfältig aufgenommen worden sind. Sie bilden ein unschätzbare steinernes Album der damaligen Kultur- und Kunstgeschichte: Trachten, Bewaffnung, Rasseneigentümlichkeiten, Kriegführung, die älteste geschichtliche Seeschlacht, selbst Gemütsbewegungen bis zu Verzweiflung und Tod sind auf ihnen verewigt³⁷⁾.

Doch die Expedition der Harvard-Universität hat sich nicht mit dieser epigraphischen Arbeit begnügt. Sie hat die ganze Buranlage, die einer syrischen Festung nachgebildet ist, ihre Tempel- und Palastbauten erforscht und ausgegraben. Der Pa-

last, ursprünglich nur für Feste und vorübergehenden Aufenthalt erbaut, wurde beim Neubau zur dauernden Residenz erweitert. Die abgeschlossenen Räume für die Haremsdamen gruppierten sich um einen besonderen Hof; jede Wohnung einer Haremsdame enthielt zwei Räume mit Bad und Wasserabort. Der ältere Palast besaß überraschenderweise zwei gewölbte Vorkhallen und einen säulengetragenen gewölbten Thronsaal, der jüngere einen gewölbten Audienzsaal, — wie schon gesagt ein Unikum in der ägyptischen Baugeschichte. Die Trümmer all dieser Räume sind von den Ausgräbern wieder aufgebaut worden.

In die Spätzeit Ägyptens führt schließlich die Ausgrabung einer jüdischen Militär- und Handelskolonie auf der Nilinsel Elefantine am Ersten Katarakt, die W. Honroth, O. Rubensohn und F. Zucker 1906—08 im Auftrage der Berliner Museen ausführten³⁸). Sie war nicht nur archäologisch bedeutsam, sondern vor allem durch ihre reichen Papyrusfunde. Neben griechischen Privaturkunden aus der Ptolemäerzeit fanden sich besonders jüdische Urkunden in aramäischer Sprache, der Verkehrs- und Verwaltungssprache der Perserzeit (525—405 v. Chr.), die für die jüdische Geschichte höchst aufschlußreich sind, denn sie zeigen die frühe Ausbreitung des Judentums in der Zeit des babylonischen Exils (596—538) und im Gegensatz zu dem strengen Monotheismus der nach Palästina zurückgekehrten Juden ein Stück altjüdischer Volksreligion: in dem jüdischen Tempel von Elefantine wurden, wie eine Tempelrechnung beweist, neben Jahwe (Jahu) zwei weibliche Gottheiten Aschima und Anat verehrt. Neben diesen Privaturkunden fanden sich vor allem Erlasse der persischen Regierung und Eingaben der Ältesten der jüdischen Kolonie an diese, teils durch den im Orient noch heute üblichen Bakschisch unterstützt. Schließlich zeugen auch zahlreiche Scherben von Weinkrügen mit phönizischen Inschriften für den regen Handelsverkehr von Elefantine. Doch sein Boden hat noch eine andere Überraschung gezeitigt: im 2. Jahrhundert

n. Chr. saß hier ein römischer Statthalter, zu dessen Hausstand eine germanische Seherin, die Semnonin Walburg, gehörte, deren Name auf einer Tonscherbe verewigt ist. Und sie war nicht die einzige ihres Stammes in Ägypten: germanische Hilfstruppen der Römer sind schon im 1. Jahrhundert bezeugt.

Dies Völkergemisch findet sich in Ägypten bereits im Neuen Reich (s. Anm. 37, Abs. 2). Fremde Söldner und Kaufleute waren nicht nur in Elefantine, sondern im ganzen Lande, und durch ihre diplomatischen Ehen mit fremden Fürstentöchtern gaben die Pharaonen selbst das Beispiel zur Rassenvermischung. (Man betrachte die mannigfachen Rassentypen an den Gipsmasken Lebender und Verstorbener aus der Werkstatt des Hofbildhauers Thutmes in Amarna, jetzt im Amarnasaale des Berliner Museums.) Dies Völkergemisch aber hat wesentlich zum Untergang der ägyptischen Macht beigetragen, genau wie später zu dem des Römischen Reiches. Schon um 940 rissen die libyschen Söldner die Herrschaft an sich und behaupteten sie als erbliche Krieger- und Herrenkaste, wie 2000 Jahre später die Mameluken. Seitdem ist Ägypten, von kurzen nationalen Erhebungen abgesehen, von einer Fremdherrschaft in die andere geraten, und dieser Zustand, der bis auf die Gegenwart fort dauert, hat das Völkerchaos zunehmend vermehrt. Auf die Libyer folgten die Äthiopen, die Assyrer und Perser und auf sie die griechischen Ptolemäer, deren neue, von Alexander dem Großen begründete Hauptstadt Alexandria zur Weltstadt und zu einem Brennpunkte hellenistischer Kultur ward, aber auch einen gewaltigen Zustrom von Juden erhielt, durch den es zur größten Judenstadt des Altertums wurde. Griechische Sprache und Schrift wurden nun vorherrschend, und griechische Kunstformen mischten sich seltsam mit den einheimischen. Daran änderte sich auch nichts, als Ägypten zur römischen Provinz wurde; nur das Völkergemisch nahm noch zu. Die neuerdings von den Berliner Museen erworbene Sammlung griechisch-römischer Mumienporträts (im Obergeschoß des Ägyptischen Museums) ist nicht

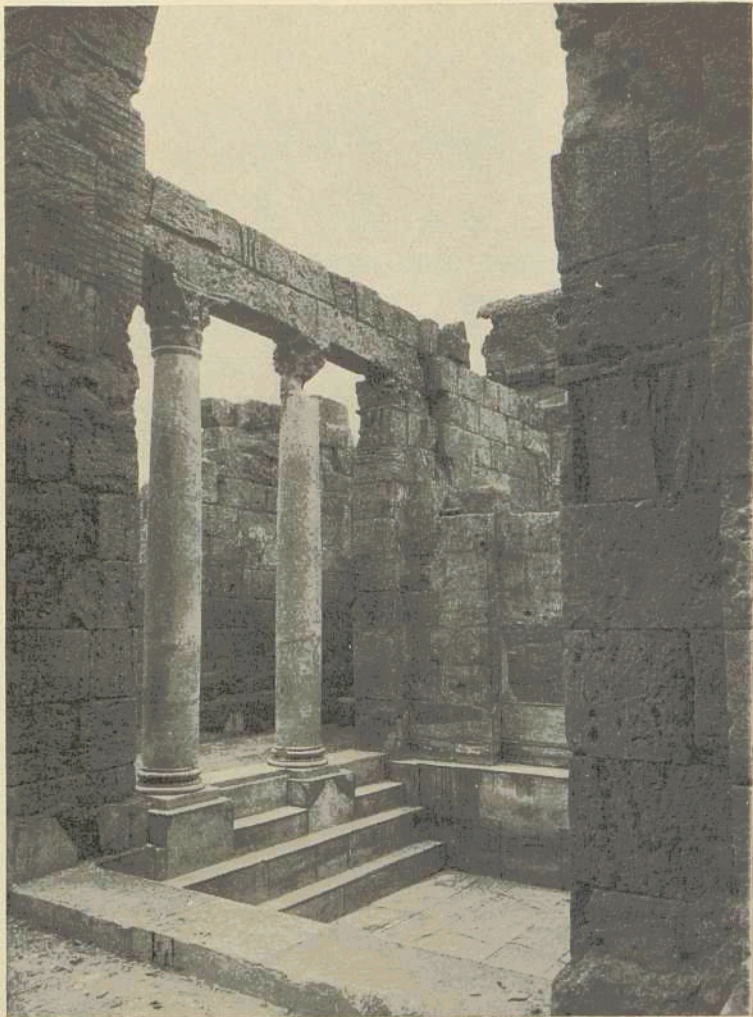
nur ein fast einzigartiges Denkmal antiker Porträtkunst, sondern auch ein Atlas der Rassenkunde.

Doch der unerschöpfliche Boden Ägyptens hat aus dieser Zeit auch noch andere Kostbarkeiten geliefert, besonders Papyrusurkunden (wie in Elefantine), die helles Licht auf die damalige Staatsverfassung, das Rechts- und Wirtschaftsleben werfen³⁹⁾, aber auch unsere Kenntnis des griechischen Schrifttums bereichert haben. Unter ihnen befindet sich das älteste erhaltene griechische Buch, die Perser des Timotheos von Milet, eine musikalische Dithyrambendichtung auf die Seeschlacht bei Salamis, und die 1905 von G. Lefébvre entdeckten umfangreichen Bruchstücke von Komödien Menanders, des Begründers der jüngeren attischen Komödie (342—291 v. Chr.), von dem bisher nur geringe Reste und seine Einwirkung auf die römische Komödie (Terenz, Plautus) bekannt waren. Von diesen neu entdeckten bürgerlichen Lustspielen ist eins fast völlig erhalten: das Schiedsgericht, das seitdem, von Alfred Körte verdeutscht und von mir ergänzt⁴⁰⁾, auf deutschen Bühnen mit Erfolg aufgeführt worden ist, — die älteste Boulevardkomödie der Welt.

Doch wir sind hiermit bereits in das Gebiet des klassischen Altertums gelangt, und da wir uns in Ägypten befinden, wollen wir uns zunächst seinen Nachbarländern in Nordafrika zuwenden, um alsdann noch einmal nach Kleinasien zurückzukehren, bevor wir nach Europa gelangen.

3. Klassisches Altertum

Neue Ausgrabungen von reichem Ergebnis führen in die Nachbarländer Ägyptens, nach Tripolitanien und der Kyrenaika, der Siegesbeute der Italiener in ihrem Türkenkriege von 1912. Schon die ältesten ägyptischen Darstellungen zeigen die Landeseinwohner, die Libyer, als blond und blauäugig, offenbar von indogermanischer Abkunft; ihre Reste haben sich bis heute in den Berbern erhalten. Die Semitisierung durch Karthago ist anscheinend nicht tief gedrungen; dagegen strahlten von Kyrene, das 631 v. Chr. von Dorern aus Thera gegründet wurde, zahlreiche griechische Pflanzstädte aus, die unter römischer Herrschaft einen neuen Aufschwung nahmen und sich bis in die byzantinische Zeit erhielten. Zwischendurch ließen auch die Vandalen Reste ihres Volkstums im Lande zurück. Erst die Araber haben es semitisiert und teils vernegert. Mit Ausnahme von Tripolis, das bis in die Gegenwart fortlebt, verfielen die anderen griechischen Pflanzstädte bald und verschwanden unter der schützenden Decke des Wüstensandes. Aus ihr ist besonders Leptis Magna glanzvoll wieder auferstanden. Als Vaterstadt des Kaisers Septimius Severus (193—211 n. Chr.), des ersten Afrikaners auf dem römischen Kaiserthron, ward es von ihm mit Prunkbauten ausgestattet, wie sie bisher nur in Rom üblich gewesen waren: eine große Hafenanlage, von deren Kai viele Treppen zu einer 1000 m langen, säulengeschmückten Speicheranlage emporführten, eine 100 m lange Basilika mit bacchischen Reliefdarstellungen, an die sich ein riesiger Markt anschloß, eine wohlerhaltene, mit kostbaren Marmorarten getäfelte Bäderanlage, in der sich reicher Skulpturenschmuck fand, eine große Arena, ein Theater usw. Auch in Sabratha fand sich ein Zirkus



15. Leptis Magna, Kaiserthermen



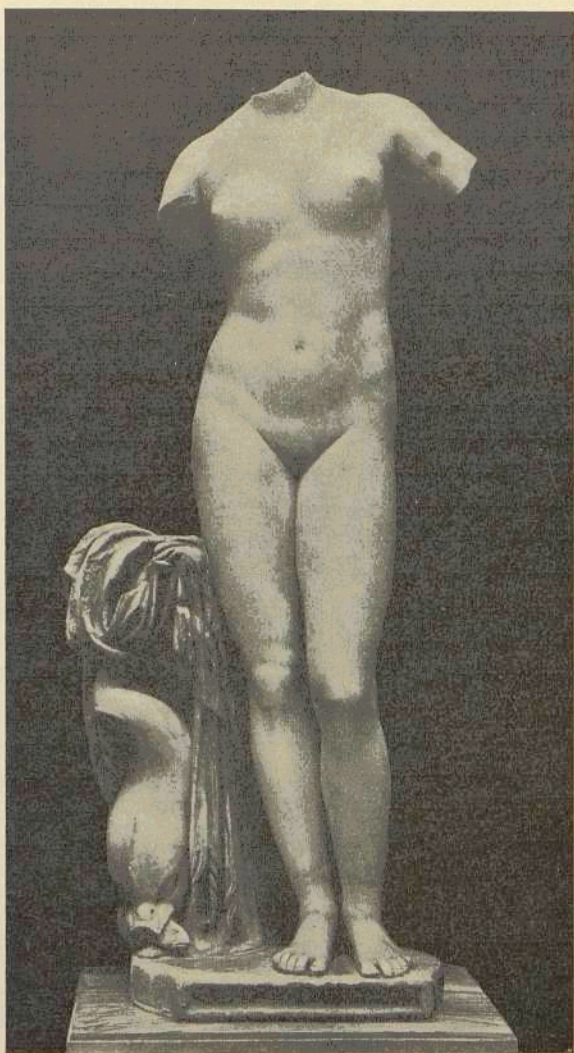
16. Leptis Magna, Römisches Stadttor

von 65 m Längsmesser, der 10 000 Zuschauer faßte, während Kyrene einen Markt mit Kapitol und eine große Thermenanlage mit prächtigen Skulpturen aus römischer Zeit sowie ein bis ins dritte Stockwerk erhaltenes byzantinisches Kastell bot.

Unter diesen Skulpturen ragt besonders eine Gruppe der drei Grazien, ein Gegenstück zu der bekannten Gruppe in der Dombibliothek von Siena, und die 1913 entdeckte, leider kopf- und armlose Venusstatue hervor, die sich jetzt im Thermenmuseum in Rom befindet. Beide Skulpturen sind Kopien hellenistischer Werke, aber die Venus überstrahlt die etwas flüchtige Kopistenarbeit der Graziengruppe durch die meisterhafte Wiedergabe des Originals, das vermutlich in Pergamon zur Zeit des großen Altarbaues (um 180 v. Chr.) entstanden ist. Diese jungfräuliche Gestalt in ihrer bewegten Form und sinnlichen Lebensnähe steht zeitlich wie künstlerisch der Omphale aus Luni in Paris und einem hochberühmten Meisterwerk des Louvremuseums, der Venus von Melos, sehr nahe.

Von ungewöhnlicher Bedeutung sind ferner die in Kyrene gefundenen frühromischen Staatsurkunden. Aber auch die griechischen Bauten an der dem Apollo geweihten Quelle Kyra, der die Stadt Namen und Entstehung dankt, die Tempel und Altäre des Apollo und der Artemis aus dem 7. und 6. Jahrhundert v. Chr., das griechische Theater und die riesige Nekropole einheimischer Felsgräber mit griechischem Fassadenschmuck sind von hohem archäologischem Wert.

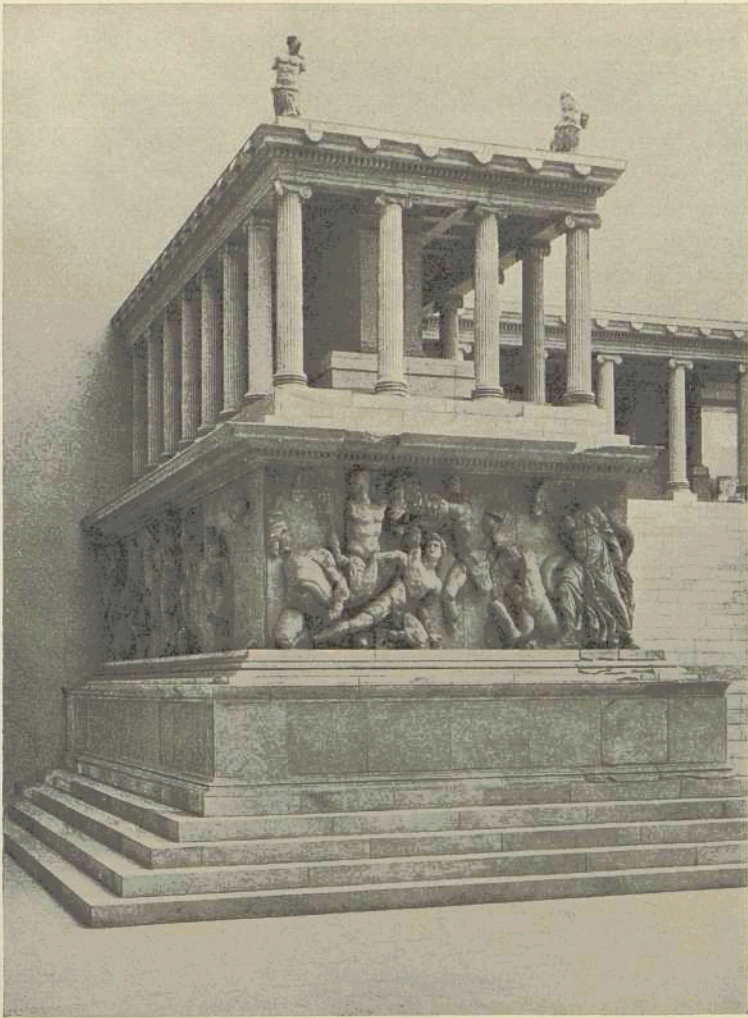
Von der griechisch-römischen Welt Nordafrikas wenden wir uns derjenigen Kleinasien zu, deren Ausgrabung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ein Ruhmestitel der deutschen Archäologie geworden ist. Schon 1873 hatte der Ingenieur Karl Humann, der bei Pergamon eine Straße für die türkische Regierung baute, in einer byzantinischen Festungsmauer auf dem Burgberge die ersten Friesplatten des Großen Altars entdeckt und sie als Geschenk nach Berlin gesandt. Dort erkannte Alexander Conze 1876 ihre hohe Bedeutung und erwirkte eine syste-



17. Venus von Kyrene
Thermenmuseum in Rom

matische Ausgrabung durch Humann (bis 1886). So erhielt Berlin das bedeutendste Kunstwerk des Hellenismus, d. h. der durch Alexander den Großen heraufgeführten Epoche, und damit begann ein neuer Abschnitt der Kunst- und Museums-geschichte und ein immer weiteres Ausgreifen der deutschen Grabungstätigkeit, deren Ergebnisse jetzt die drei Riesensäule des Berliner Pergamonmuseums füllen. In Pergamon und Magnesia wie in Sindschirli und Angora, anfangs auch in Priene, war Humann ausführend oder beratend tätig, und so war es nur selbstverständliche Dankespflicht, daß sein Andenken bei der Eröffnung des Pergamonmuseums im Oktober 1930 geehrt wurde⁴¹). Pergamon aber ward neben Olympia zum Symbol und zum Muster für die Fortschritte der Ausgrabungstechnik und die ganze Auffassung der Archäologie, die sich im Gegensatz zur Schatzgräberei und dem Suchen nach Einzelfunden zur wissenschaftlichen Erforschung einer ganzen Kulturstätte durchrang. Humanns Werk in Pergamon ward nach seinem Tode (1896) von Conze und Wilhelm Dörpfeld mit Unterstützung des Auswärtigen Amtes von 1900 bis 1914 fortgesetzt, während sich die Berliner Museen anderen lockenden Aufgaben in Kleinasien zuwandten. Erst nach dem Weltkriege (1927) konnte Theodor Wiegand, wie wir weiter unten sehen werden, die Arbeiten in Pergamon auf neuer Grundlage wieder aufnehmen; denn sie waren trotz der intensiven Arbeit eines Menschenalters alles andere als abgeschlossen.

Nur zwei monumentale Bezirke der hellenistischen Königsstadt auf dem Burgberg von Pergamon waren freigelegt, auf seinem Gipfel die hellenistischen Herrscherpaläste, der Obere Markt, der Unterbau des Großen Altars, die weltberühmte Bibliothek mit dem Athenatempel und zwei römische Tempel, der des Trajan und des Caracalla, dazu ein Theater, und am unteren Berghang der Untermarkt, ein großes, dreiteiliges Gymnasion, der Zeus- und Heratempel und der Demetertempel in einem großen Hofe mit Sitzreihen für die Mysterienspiele, ein Stadtbrunnen und ein Stadttor, das tiefst gelegene und stärkste, nicht



18. Pergamon, Großer Altar, Teilansicht
Wiederaufbau im Pergamon-Museum in Berlin

aber die mittlere Stadt zwischen diesen beiden Bezirken noch die von dem heutigen Bergama überbaute Römerstadt im Tal mit ihren riesigen Ruinen⁴²).

Unter den nach Berlin gelangten Einzelfunden ragt die im Hauptsaal der Bibliothek gefundene Athenastatue hervor, eine antike Marmornachbildung des untergegangenen berühmten Goldelfenbeinbildes des Phidias. Auch die in den Königspalästen gefundenen Mosaiken, die ältesten erhaltenen aus griechischer Zeit, zeichnen sich durch große Feinheit der Ausführung aus. Von den beiden römischen Tempeln sind wirkungsvolle Architekturen mit Bekrönung und ein Teil der Umgangshalle des Trajanstempels mit eigenartigen Säulenknäufen im römischen Saal aufgebaut worden, und in dem hellenistischen Saal steht die zweigeschossige Eingangshalle des Athenaheiligtums mit der Inschrift: „König Eumenes der siebringenden Athena“. Auf den Brüstungsplatten des Obergeschosses erblickt man Reliefdarstellungen griechischer und keltischer Waffen, denn dies Tor war ein Siegesdenkmal des Königs nach der Vertreibung der Gallier (um 180 v. Chr.), ebenso wie der Große Altar, dessen Fries diesen Sieg in mythischer Form verherrlicht, als Sieg der griechischen Götter und der hellenischen Kultur über die Mächte der Tiefe, des Chaos und der Barbarei. Im nordischen Zusammenhang werden uns diese Denkmäler (in Abschn. 5) noch einmal beschäftigen.

Mir den kargen Mitteln der Nachkriegszeit, die die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft spendete, neuerdings auch mit Hilfe amerikanischer Spenden, konnte Th. Wiegand, wie schon gesagt, die Grabungen seit 1927 wieder aufnehmen. Auf einer kleinen Hochfläche auf der Spitze des Burgberges fand er zunächst die Grundmauern von fünf langgestreckten Fachwerkbauten mit Lüftungsschlitz in den Grundmauern und in ihren zahlreichen Quermauern. Diese Bauten waren Kornmagazine und Zeughäuser für die Besatzung der Burg, deren Kaserne sich schon früher in der Nähe gefunden hatte. Auch eine große



19. Pergamon, Eingangshalle des Athenaheiligtums
Wiederaufbau im Pergamon-Museum in Berlin

Anzahl von Steinkugeln für Wurfgeschütze in sieben verschiedenen Kalibern vom Gewicht eines Talents (76 kg) bis zum Zwölfpfünder ließ den militärischen Zweck des Burggipfels deutlich erkennen. Die mannigfachen Erfordernisse einer antiken Festung an Nahrungsmitteln und Kriegsmaterial, u. a. Spritzen für brennendes Öl, eine Art antiker Flammenwerfer, und Sichelräder, die auf die Belagerer herabgerollt wurden, eine Art antiker Tanks, sind aus zeitgenössischen Militärschriftstellern bekannt. Mit solchem Material also waren die pergamenischen Zeughäuser erfüllt, die später den Römern als Vorbild (Saalburg im Taunus und Legionslager in England) gedient haben.

Weit bedeutsamer waren die Ausgrabungen, die Th. Wiegand seit 1928 in dem berühmten Asklepiosheiligtum außerhalb der Stadt begonnen hat. Von einem noch aufragenden römischen Tor führte eine 1 km lange gedeckte Säulenstraße zu dem Heiligtum, das schon in griechischer Zeit bestand, aber nach schweren Schicksalen um 150 n. Chr. von den Römern neu aufgebaut wurde. Bekannt war der Name des Baumeisters Costumius Rufinus, bekannt der berühmte Arzt Galen, der zu jener Zeit dort wirkte, bekannt waren die Wasser-, Lehm- und Abhärtungskuren, die die Jünger des Heilgottes dort verordneten, und nun ist dieser antike Kurpark selbst aus zweitausendjähriger Verschüttung und Zerstörung auferstanden. Der Tempel des Asklepios, ein großer, überwölbter Rundbau, dessen Innenwand in Nischen aufgelöst ist, steht auf viereckiger Basis mit dreigiebligem Säulenvorbau von 50 m Länge, daneben ein etwas größerer zweistöckiger Rundbau, im Untergeschoß mit doppeltem, innerem Umgang, der nach Süden mit Fenstern und Türen versehen, nach Norden aber geschlossen und dunkel war und offenbar zu Kurzwecken diente. In ganz ungewöhnlicher Anlage führen Treppen von außen und innen zum Obergeschoß, dessen Innenwand, wie die des Tempels in Nischen aufgelöst, eine mit Glasmosaiken geschmückte Kuppel von 40 m Spannweite und 25 m Scheitelhöhe trug. Die Bestimmung dieses mäch-

tigen Raumes zu Kult- oder Heilzwecken (Tempelschlaf) ist noch nicht klar. Im Gegensatz zu dem Tempel, dessen Ausstattung rein klassischen Stil hat, zeigt dieser Rundbau im Innern ein freieres Spiel der Nischen und Wölbungen, eine Auflockerung der Baumasse durch kühnere Raumgestaltung.

Das älteste Beispiel derartiger Kuppelbauten ist in Rom der hadrianische Neubau des Pantheons. Seine Ornamentik ist gleichfalls noch klassisch, aber unter dieser Schale regen sich schon all die neuen konstruktiven Elemente, die dann in dem jüngeren pergamenischen Bau architektonisch hervorbrechen und in späteren Römerbauten (Lagerthermen von Lambäsis in Nordafrika, Tempel der sog. Minerva medica und S. Costanza in Rom usw.) auch im Außenbau Gestalt gewinnen und sich immer kühner gestalten, um schließlich in der Hagia Sophia in Konstantinopel zu gipfeln, deren Baumeister nicht zufällig von der Westküste Kleinasiens (Tralles und Milet) stammten. Von da führt die Entwicklungslinie weiter über die rätselhaften frühmittelalterlichen Kirchenbauten Armeniens, die bereits den romanischen, ja den gotischen Baustil vorwegnehmen, zur Baukunst Europas im Mittelalter und in der Renaissance, wo Bramante das Pantheon auf die Konstantinsbasilika türmte. Die neuen Ausgrabungen in Pergamon eröffnen also ungeheure Perspektiven, weit über ihre unmittelbare Bedeutung für die Altertumswissenschaft hinaus. Neuerdings wurde auch die 126 m lange Säulenhalle gefunden, die den Südrand des Bezirks bildete, und in der Nordwestecke ein Theater, das vierte in Pergamon, mit teils erhaltener Bühnenfront. Schließlich entdeckte Wiegand einen 80 m langen gewölbten unterirdischen Gang, der von dem großen Rundbau bis zur Mitte des Kurplatzes führt, wo der antike Heilquell stark sprudelnd wieder zutage kam. Diese Grabungen sind noch nicht abgeschlossen, aber schon jetzt geben sie in Verbindung mit den antiken Literaturnachrichten und Inschriften ein anschauliches Bild von dem Wesen einer antiken Heilstätte zur Römerzeit.

Wie schon gesagt, waren die Ausgrabungen in Pergamon der Auftakt zu einer ganzen Reihe großzügiger Unternehmungen, durch welche die Berliner Museen den Gang der Forschung wie kein zweites Museum der Welt gefördert haben. In Priene, dessen noch von Humann stammender Ausgrabungsplan von Theodor Wiegand und Hans Schrader ausgeführt wurde⁴³), fand sich ein vorzüglich erhaltenes griechisches Theater, das eine einwandfreie Lösung des heiß umstrittenen Problems der antiken Bühnenanlage ermöglichte, und ein 334 v. Chr. von Alexander dem Großen geweihter Athenatempel mit freistehendem Altarbau, der als Vorgänger und Vorbild des Großen Altars von Pergamon erkannt worden ist, während der Tempel, ein Werk des berühmten Baumeisters Pytheos, für die hellenistische Baukunst überhaupt vorbildlich wurde und durch eine hinterlassene Schrift seines Erbauers auch stark auf den großen römischen Baumeister Vitruv, das Vorbild der Baukunst der Renaissance, eingewirkt hat. Ein Säulenpaar dieses wahrhaft klassischen Bauwerks ist im Pergamonmuseum wieder aufgerichtet worden. Schließlich hat Priene auch zuerst ein richtiges Bild vom griechischen Privathause geliefert, von dem man sich durch den Rückschluß vom altrömischen Hause (Pompeji) ganz falsche Vorstellungen gemacht hatte. Im Grunde ist es noch das alte mykenische Megaron mit Vorhalle und Hauptraum an der Rückseite eines gepflasterten Hofes; an den anderen Hofseiten schlossen sich Schlaf- und Wohnräume an. Zu ihrer Ausschmückung dienten zahlreiche Tonfiguren an Stelle der teuren Bronzen. Noch wichtiger aber war die Feststellung des gesamten Stadtplans mit seinem einheitlichen System rechtwinklig sich schneidender Straßen, zwischen denen die Häuserblöcke gleichmäßige Massen bildeten.

Auch in Magnesia am Mäander, das Humann in Gemeinschaft mit R. Heyne, O. Kern und Freiherr Hiller v. Gärtringen ausgrub, fand sich ein Altarbau, der Artemis geweiht, freilich kein Vorbild, wohl aber ein Abglanz des Pergamonaltars⁴⁴), ein



20. Herakleia am Latmos, Teil der Stadtbefestigung

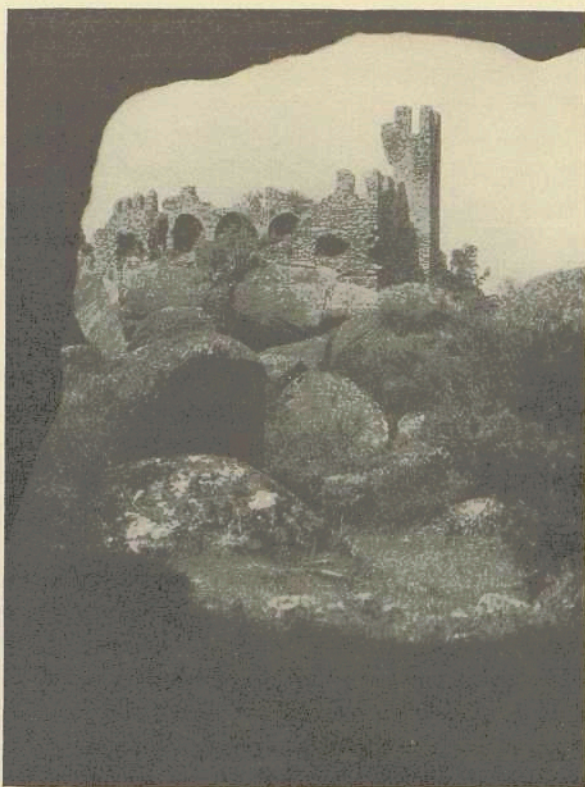
hoher Stufenbau, wie jener von einer Säulenhalle gekrönt, die den Altarhof umgab, in dessen Mitte der Opferaltar stand. Allerdings fehlt ihm der leidenschaftlich bewegte Sockelfries des Pergamonaltars; sein Figureschmuck bestand nur aus Reliefs stehender Göttergestalten, die zwischen den Säulen der beiden Stirnseiten der Halle hervortraten. Infolge ihrer starken Zerstörung konnten nur einige in Berlin aufgestellt werden. Der Tempel, vor dem dieser Altarbau stand, um 130 v. Chr. von Hermogenes erbaut, ist gleichfalls ein Vorbild Vitruvs und der römischen Baukunst und somit auch der Renaissance und der Neuzeit gewesen. Auch von ihm ist in Berlin ein Säulenpaar mit Gebälk wieder aufgerichtet worden.

In Herakleia am Latmos bei Milet wurde die großartige Stadtbefestigung erforscht⁴⁵⁾, deren Mauerring eine Hafengebäude- und Hafenbefestigung einschloß, aber auch zu den überhöhenden Bergrücken

emporstieg, um die Stadt nach der Landseite zu decken, so daß er den weiten Umfang von $6\frac{1}{2}$ km mit 65 Streit-, Geschütz- und Signaltürmen erhielt. Diese für die antike Festungsbaukunst wichtige Erforschung hatte noch ein Nebenergebnis in der Untersuchung der fast unzugänglichen byzantinischen Klöster im Latmosgebirge, die im frühen Mittelalter um die Einsiedlerhöhle des hl. Paulus entstanden sind. Ihr kunstgeschichtlich bedeutsamer Freskenschmuck (11. bis 12. Jahrhundert), der an die Wandmalereien der Pantokratorhöhle (9. Jahrhundert) anknüpft und sich vom Linearen und Flächenhaften zu bewegter, farbenreicher Komposition fortentwickelt hat, die an italienische Trecentisten gemahnt, bildet ein wertvolles Bindeglied zwischen der Malkunst der Spätantike und der Neuzeit. Durch die vorzüglichen farbigen Kopien von Professor Konrad Böse konnte ein Abglanz dieser immer mehr dem Verfall ausgesetzten Malereien gerettet und in der frühchristlichen Abteilung des Kaiser-Friedrich-Museums geborgen werden.

Die tief einschneidende Meeresbucht, an der Herakleia lag, ist durch Anschwemmungen des Mäanderflusses immer mehr versumpft und verlandet. Schon im Altertum lagen Priene und Magnesia nicht mehr am Meere; heute ist auch der Hafen von Herakleia vom Meere getrennt, ebenso an der Südseite der Bucht der Doppelhafen der großen Handelsstadt Milet, deren Ausgrabung durch die Versumpfung der Gegend und die langen Frühjahrsüberschwemmungen besonders schwierig war. Ehe wir jedoch auf sie eingehen, werfen wir noch einen Blick auf einige andere Ausgrabungen im weiteren Umkreis, die verschiedene gemeinsame Züge tragen.

Südlich der Bucht von Milet liegt noch heute auf einer Anhöhe, die einen prachtvollen Blick auf die Inseln des Ägäischen Meers gewährt, das gewaltige Orakelheiligtum des Apollo von Didyma, ein dachloser heiliger Bezirk mit gedeckter Säulenvorhalle und doppeltem Säulenumgang. Dieser marmorne Riesebau (108 : 55 m), an dem fünf Jahrhunderte von Alexander

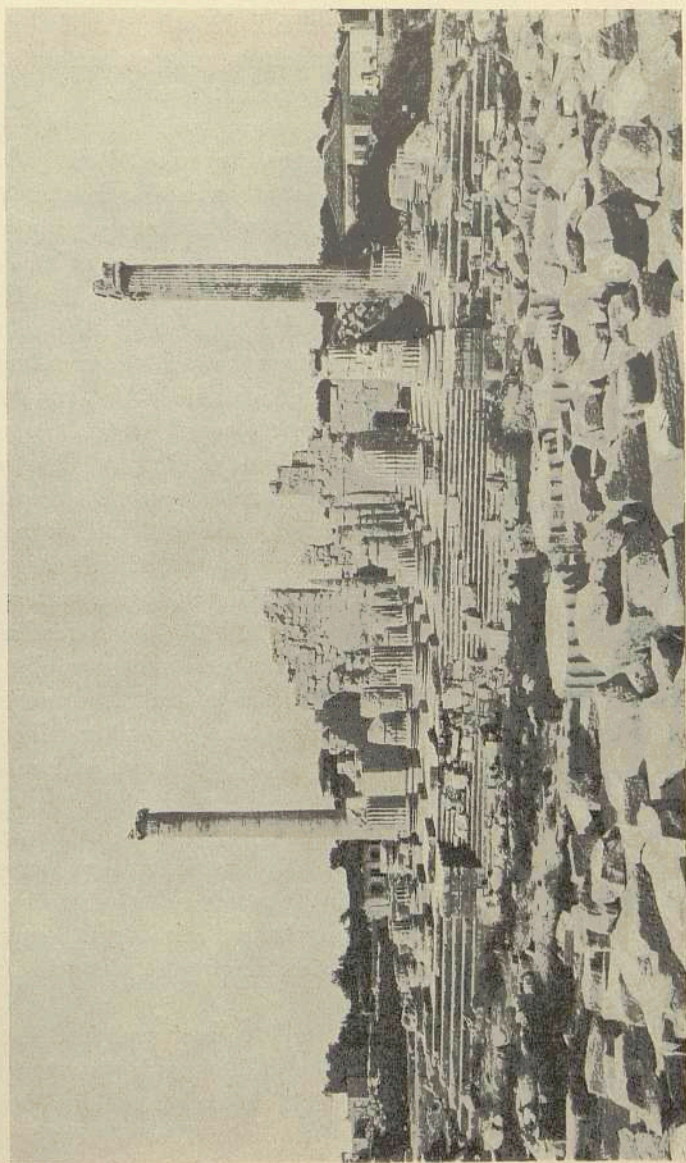


21. Herakleia, Ein Latmoskloster

bis zu Hadrian gearbeitet haben, und der nie ganz vollendet wurde, ist durch Erdbeben zerstört worden. Von seinem 20 m hoch aufragenden Wald von 120 Säulen stehen heute nur noch drei. Kostbare Bauglieder sind in den Kalköfen verschwunden oder von den heutigen Einwohnern zu Neubauten verwandt worden. Was von der einstigen Pracht übrigblieb, ist von deutschen Archäologen und Architekten unter Leitung von Theodor Wiegand und Hubert Knackfuß in mühevoller, langjähriger Arbeit aus einem Trümmerchaos wiederhergestellt worden.

Auch auf der vorgelagerten Insel Samos wurde der schon von Herodot erwähnte dachlose Riesentempel der Hera durch Theodor Wiegand ausgegraben. Bei der Wiederaufnahme der Arbeiten nach dem Weltkriege entdeckte Buschor unter seinen Grundmauern die Reste von nicht weniger als sieben älteren Tempeln, die für das hohe Alter dieses Heiligtums zeugten; selbst eine vorgeschichtliche Siedlung wurde in Samos entdeckt. Noch wichtiger für den ältesten griechischen Tempelbau aber war die Ausgrabung eines frühgriechischen Tempels (7. Jahrhundert), dessen primitiver, schmaler, zweischiffiger Bau mit Holzstützen in der Mitte und hohem Walmdach seine Herkunft aus dem nordischen Wohnhause (s. S. 9) noch deutlich verrät.

Weiter zurück liegt die Erforschung, Aufräumung und Rekonstruktion zweier anderer Riesentempel des Zeus (Baal) und des Dionysos in der nordsyrischen Karawanenstadt Baalbeck durch eine von Otto Puchstein und Bruno Schulz geleitete deutsche Expedition (1899—1905), die durch die Orientreise des deutschen Kaiserpaars im Herbst 1898 veranlaßt worden war⁴⁶). Auch an diesen Prachtbauten haben Jahrhunderte gearbeitet; ihre bis zur doppelten Höhe moderner Stadthäuser getürmten Steinmassen, deren Architektur zu den üppigsten Denkmälern des römischen Barockstils in der Zeit des Antoninus Pius und Caracalla gehört, stellen jede andere Architektur außer der ägyptischen in Schatten. Aber auch diese Riesentempel wurden durch Erdbeben und den Wahnsinn der Menschen zerstört. Hier waren es nach den Byzantinern die Sarazenen, die besonders den Zeustempel systematisch verwüsteten und ihn in eine Festung verwandelten, aus deren Mauerwerk die Expedition ihn wieder erlöst hat. Zwei prachtvolle rote Granitsäulen mit Gebälk von der Hofhalle des Tempelbezirks sind im römischen Saal des Berliner Pergamonmuseums wieder aufgerichtet worden. Eine ganze Längswand dieses Saales nimmt ein anderes Prachtstück römischer Barockkunst ein, das zweigeschossige Markttor von Milet, das mit seinen drei Durchgängen und seiner



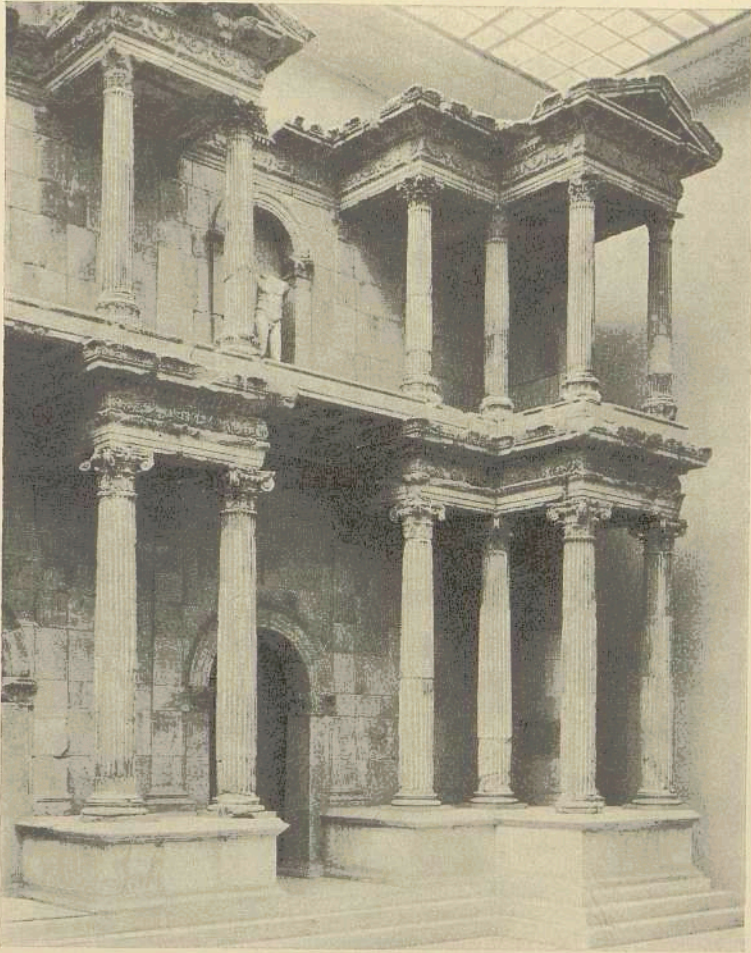
22. Didyma, Apollotempel, Vorderansicht

luftigen Säulenarchitektur eine antike Bühnenfront nachahmt. Es ist gleichfalls aus einem Trümmerberg ausgegraben und in mühevoller Arbeit wieder zusammengesetzt worden.

Dies Tor führt uns zu der Ausgrabung von Milet⁴⁷⁾, der größten und wichtigsten nächst der von Pergamon, die Theodor Wiegand von 1899 bis 1914 mit einem Stabe von Mitarbeitern für die Berliner Museen durchgeführt hat, nachdem es ihm gelungen war, einen großen Teil des Stadtgebiets durch Georg von Siemens und andere Altertumsfreunde zu erwerben. Diese große griechische Hafen- und Handelsstadt, von der nicht weniger als achtzig griechische Stadtsiedlungen im Bereich des Mittelmeers und des Schwarzen Meers ausgegangen sind, war 494 v. Chr. von den Persern zerstört worden, aber glanzvoll aus ihren Trümmern wieder auferstanden, in jener schon bei Priene geschilderten regelmäßigen Anlage mit gradlinigen Straßenzügen, die für die griechische und hellenistische Städtebaukunst vorbildlich wurde. Aus jener Zeit nach den Perserkriegen stammen die gewaltigen Stadtmauern und ein Athenatempel, der durch seinen späteren Umbau mit hohem Podium zum Vorbild für die römischen Podiumtempel wurde, ferner am Hafen der hallenumgebene heilige Bezirk des Apollo Delphinios, der zugleich als Stadtarchiv diente; seine hochwichtigen marmornen Urkunden, später reihenweise als Fußbodenbelag benutzt, sind eine wahre Fundgrube für die Geschichte Milets geworden.

In hellenistischer Zeit entstand das Gymnasion, ein schlicht-vornehmer Marmorbau, ferner das Rathaus, im Äußern durch kräftige Halbsäulen gegliedert (ein Eckstück nebst dem seiner Eingangshalle ist jetzt in Berlin), im Innern mit einem theaterartig ansteigenden halbrunden Stufenbau ausgestattet wie ein modernes Parlamentsgebäude.

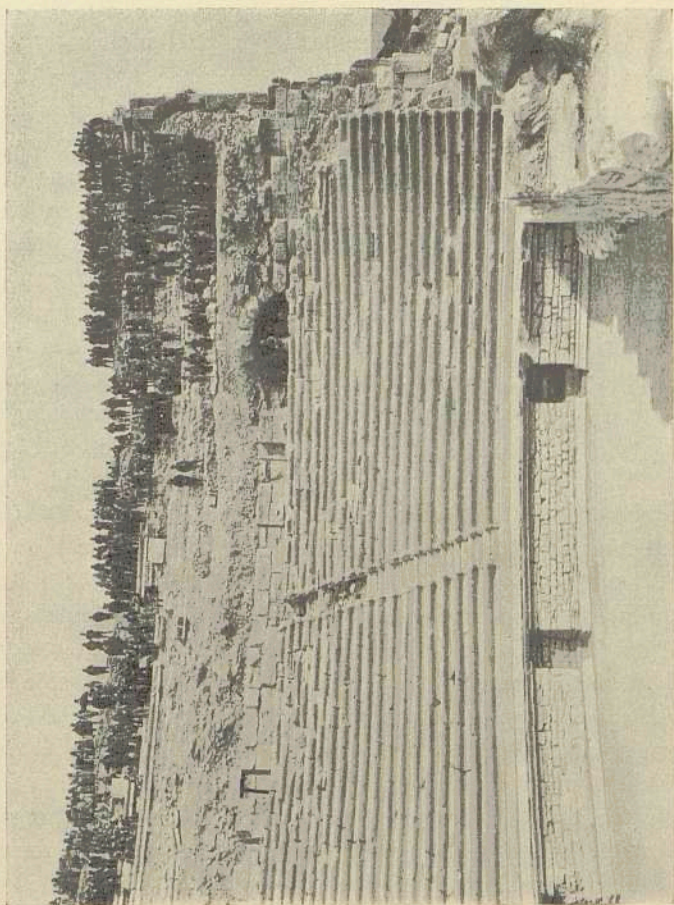
Diese Bauten wurden durch die der Römerzeit weit in Schatten gestellt. Die nördlichen Markt- und Hafenanlagen wurden erweitert, der gewaltige Südmarkt (196 : 164 m) durch eine 50 m breite Säulenstraße mit dem Hafen an der Löwenbucht ver-



23. Milet, Markttor, Teilansicht
Wiederaufbau im Pergamon-Museum in Berlin

bunden. Den Haupteingang dieses Südmarktes bildete das schon beschriebene Markttor, das ein Privatmann unter Mark Aurel (170 n. Chr.) erbaut hat. Gleich ihm einer antiken Bühnendekoration nachgebildet, aber noch lebhafter bewegt war ein großes, dreigeschossiges Nymphäum (Brunnenhaus) mit reichem Figureschmuck, dem Septizonium des Alexander Severus in Rom ähnlich, das sich auf dem Platz vor dem Markttor gegenüber dem Rathaus erhob. Neben ihm lag eine römische Basilika und am Westausgange des Marktes ein dreischiffiger Serapistempel (3. Jahrhundert), der die Bauform christlicher Basiliken vorwegnimmt.

In der Nähe des Theaters ragten die riesigen Faustinathermen empor, die großartigste der drei römischen Bäderanlagen Milets, an Pracht mit den Kaiserthermen in Rom und den späteren in Trier vergleichbar. Ihr säulenumgebener Hof, die Palästra, maß 64 m im Geviert, und ebenso waren die Innenräume von gewaltigem Ausmaß. Die vier größten, sämtlich mit Tonnengewölben überspannt, waren das Warmbad (Caldarium, 15 : 27 m) mit großen Apsiden an den Längsseiten, das anschließende Tepidarium (laues Bad, 23 : 11 m) und diesem quer vorgelagert eine riesige überwölbte Halle ($63\frac{1}{2}$: 11 m), das Apodyterium, mit Reihen von je 13 Ankleideräumen an beiden Langseiten. Durch ein hohes Triumphtor an der einen Schmalseite betrat man einen vierten Saal (18 : 14 m) mit einer großen Apsis in der Rückwand; in den Nischen standen Apollo und die neun Musen, größtenteils wohlerhalten und durch zahlreiche Repliken als hochgeschätzte Kunstwerke bekannt. Beide Säle dienten zur Erholung, der zweite durch eine später eingebaute Bühne auch zu Vorträgen von Rednern und zu musischen Darbietungen. Ihre kreuzförmige Anlage mit der ausspringenden Apsis erscheint als Vorwegnahme der christlichen Basiliken mit ihrer Abfolge von Hauptschiff, Querschiff und Chor. Dicht neben diesen Thermen lag eine 200 m lange zweischiffige Halle zur Aufspeicherung von Getreide, wahrscheinlich auch von Kriegsgerät.

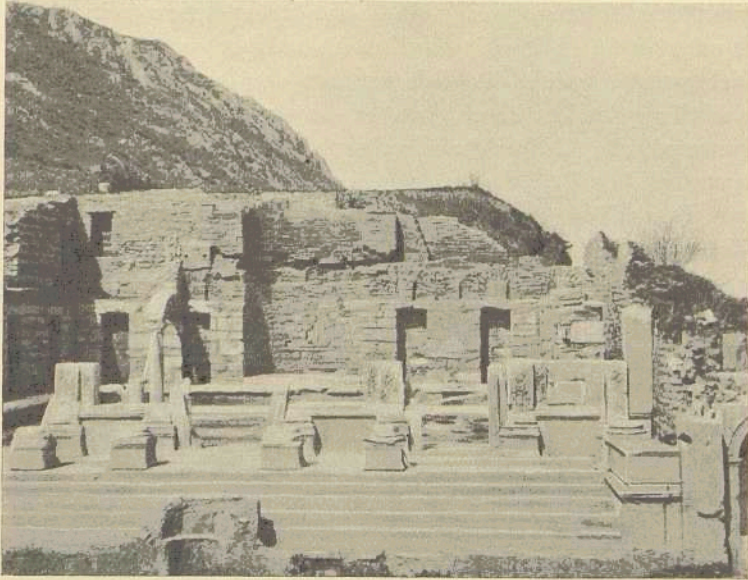


24. Milet, Theater

Weiterhin folgte an der Straße zum Westhafen das Stadion mit seinem fast an frühbyzantinische Bauten gemahnenden spät-römischen Bogentor und ihm gegenüber, an einen Hügel gelehnt, das riesige Theater mit 140 m breiter Front und 36 000 Sitzplätzen, das bis heute von den malerischen Resten einer byzantinischen Festung gekrönt wird.

Die Durcharbeitung und Veröffentlichung des überreichen Grabungsmaterials und die würdige Aufstellung des Pergamonaltars und der übrigen nach Berlin gelangten Funde aus den kleinasiatischen Ausgrabungen blieb eine der nötigsten und lohnendsten Aufgaben der Berliner Museen nach dem Weltkriege. Trotz aller Nöte der Zeit und häßlicher Anfeindungen ist es gelungen, in dem von Alfred Messel entworfenen Bau einen ganz neuen, vorbildlichen Museumstyp zu schaffen, der die dreifache Aufgabe der Aufbewahrung steinerne Urkunden, einer Lehr- und Schausammlung für Architekten und Archäologen und einer Anschauungsstätte für jeden Altertumsfreund in fast idealer Weise gelöst hat. Aber diese Lösung ist zugleich eine letztmalige, denn die neuen Ausgrabungsgesetze aller Länder werden nie mehr eine ähnliche Sammlung klassischer Kunstwerke gestatten.

Parallel mit den deutschen Ausgrabungen in Kleinasien gingen die österreichischen in Ephesos (seit 1898); nur die Reste des hochberühmten Artemistempels hatte bereits der Engländer Wood früher freigelegt. Organisator der österreichischen Grabungen war der aus Gera stammende Begründer des Österreichischen Archäologischen Instituts Otto Benndorf, dem besonders Rudolf Heberdey zur Seite stand. Diese Grabungen wurden durch den Weltkrieg unterbrochen, dann aber durch Joseph Keil (Greifswald) wieder aufgenommen und gefördert durch amerikanische und deutsche Mittel, die der Berliner Universitätstheologe Adolf Deißmann zusammengebracht hatte, da sie auch zur Erforschung der christlichen Altertümer dienen sollten⁴⁸).

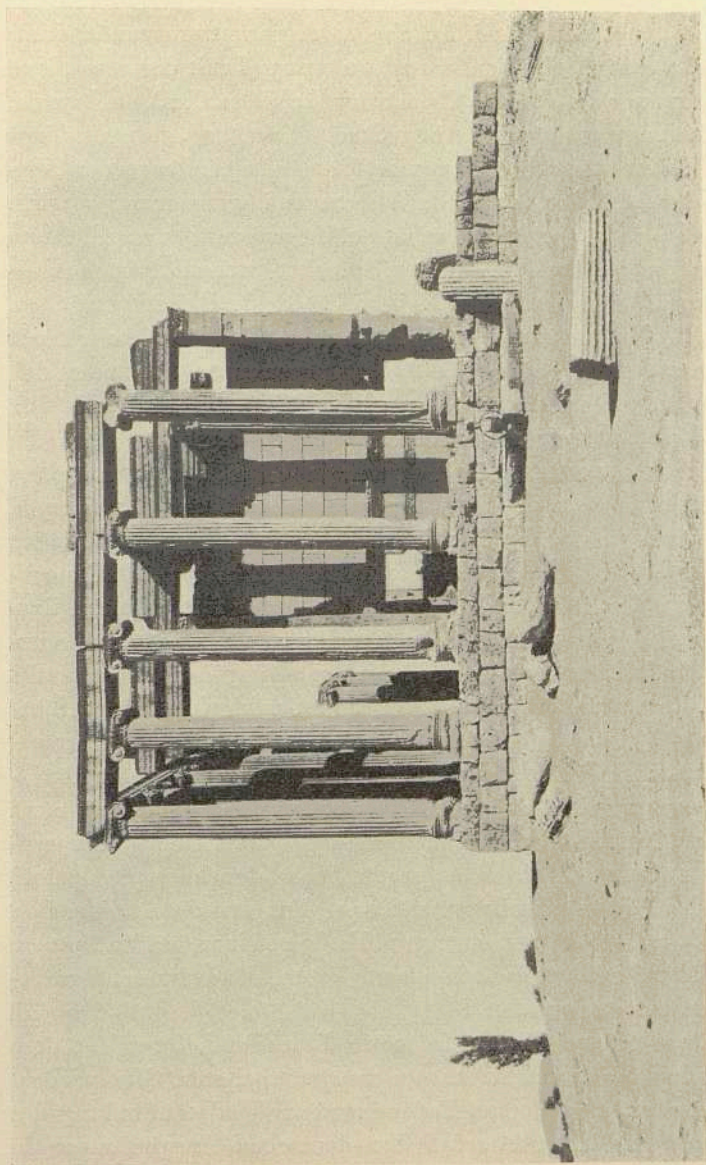


25. Ephesos, Bibliothek

Lange von Milet und von Pergamon überflügelt, aus dessen Schutzherrschaft Ephesos unter die Herrschaft der Römer kam, erlebte es seine Glanzzeit erst als Hauptstadt der römischen Provinz Asia. Aus jener Zeit stammen die prachtvollen Thermen des Antoninus Pius, ein Gegenstück zu den Faustinathermen in Milet, und mehrere andere Thermenbauten, ein großes griechisches Gymnasion, das ein Bürger von Ephesos, ein Freund des Antoninus Pius, erbaut und mit prachtvollen Skulpturen ausgestattet hat, eine ebenso prachtvolle Bibliothek mit einem Mittelraum für den Kaiserkult, eine Säulenstraße zum Hafen und ein heiliger Bezirk der Göttermutter Kybele. Nach dem Siege des Christentums entstand über dem Grabe des Apostels Johannes eine große Basilika, von Justinian im 6. Jahrhundert prächtig erneuert, ein Gegenstück zu seiner berühmten, aber

zerstörten Johannesbasilika in Konstantinopel, ferner eine große Marienkirche, in der 431 das Konzil von Ephesos tagte. Schließlich wurden auch die Felsengräber der legendären Siebenschläfer gefunden, über denen Theodosius II. eine große, halbunterirdische Grabeskirche erbaute. In die Felsen ringsum nisteten sich, drei Stockwerke hoch, viele Gräber von Pilgern ein, die an dieser Stätte der Auferstehung begraben sein wollten. Von den Gothen 262 zerstört und in byzantinischer Zeit zusammengeschrumpft, hat Ephesos unter dem Islam noch eine Nachblüte erlebt. Auch die türkischen Seldschuken errichteten an dieser heiligen Stätte der Christenheit noch eine prächtige Moschee, die bis heute halb verfallen aufragt. So schließt sich hier Kultur an Kultur, und die Altertumswissenschaft in ihrer großen Einheit ist allen gerecht geworden.

Das schwungvolle Tempo der deutschen Vorkriegsausgrabungen hat freilich mit dem Weltkrieg ein Ende gefunden, aber wie die bereits genannten Beispiele zeigen, ist die archäologische Arbeit an vielen Stellen nach Maßgabe der beschränkten Mittel wieder aufgenommen worden. Ein paar weitere Beispiele mögen hier folgen. Martin Schede, Direktor der 1929 neu begründeten Zweiganstalt des Deutschen Archäologischen Instituts in Konstantinopel, hat gemeinsam mit Daniel Krencker den Zeustempel in Aizanoi auf der phrygischen Hochebene und den Augustustempel in der neuen türkischen Hauptstadt Angora, dem alten Ankyra, untersucht⁴⁹⁾. Der erstere, ein Bau Hadrians, bildet durch seine prachtvolle Erhaltung ein Gegenstück zum Olympieion in Athen; an den Wänden des letzteren ist der berühmte Rechenschaftsbericht des Kaisers Augustus, das Monumentum Ancyranum, in griechischer und lateinischer Sprache eingemeißelt, dessen verstümmelter Text, schon 1882 von Humann auf einer Expedition im Auftrage der preußischen Akademie der Wissenschaften in Gips abgeformt, die Unterlage für Mommsens gelehrte Ausgabe gebildet hat; er ist neuerdings durch amerikanische Funde in Antiochia in Pisidien ergänzt worden.

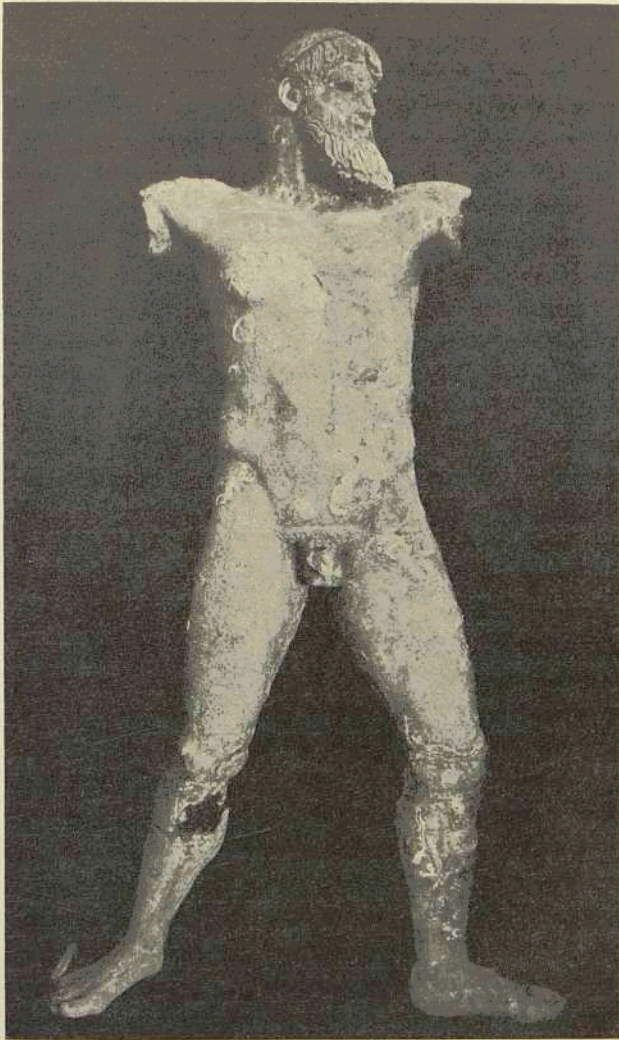


26. Aizanoi, Zeustempel

Wenden wir uns nach Europa, so empfängt uns zunächst als Brücke nach Kleinasien Konstantinopel mit der gewaltigen Stadtmauer des Kaisers Theodosius II. (420 n. Chr.), der letzten, größten und schönsten antiken Stadtbefestigung, die neuerdings von Lietzmann, Krischen und v. Lüpke im Auftrage der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft aufgenommen wird. Am Goldenen Tor fanden wichtige Ausgrabungen unter Leitung von Makridi Bey statt, dessen Spürsinn auch die Reste des gewaltigen Triumphtors des Kaisers Theodosius I. festgestellt hat.

In Athen untersuchte H. Koch (Jena) in Gemeinschaft mit E. von Stockar (Zürich) 1929 das sogenannte Theseion, den schönen, wohlerhaltenen Tempel zu Füßen der Akropolis. Die Ergebnisse waren nicht nur baugeschichtlich aufschlußreich; die zahlreich aufgefundenen Farbspuren erbrachten auch einen neuen Beweis für die bunte Farbenpracht griechischer Tempel. Weiter draußen, am Dipylontor, wo die Heilige Straße nach Eleusis begann, konnte Alfred Brückner im Verein mit H. Knackfuß seine langjährigen, bis in den Weltkrieg fortgesetzten Grabungen und Untersuchungen fortsetzen, die schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts zur Wiederherstellung der Gräberstraße mit ihren wundervollen klassischen Grabdenkmälern geführt hatten.⁵⁰⁾ Jetzt hat Brückner dank einer Spende des Deutschamerikaners Gustav Oberländer innerhalb der klassischen Stadtmauer noch einen großen frühgriechischen Friedhof von etwa 1000 v. Chr. bis in die nachfolgende geometrische Epoche aufgedeckt, über dem sich ein großes Prozessionshaus (Pompeion) aus der Zeit des Perikles fand, von dem aus die Athener ihre Festzüge nach Eleusis antraten. Es hatte einen großen inneren Säulenhof und barg die heiligen Geräte, die bei jenen Prozessionen benutzt wurden.

Etwas älteren Datums war ein Einzelfund, der nicht dem Spürsinn der Archäologen, sondern einem seltenen Glücksfall zu danken ist, aber dessen Bedeutung der Wiederauffindung des Hermes des Praxiteles bei den deutschen Ausgrabungen in



27. Zeus, Frühklassische Bronzefigur (im Fundzustand). Athen

Olympia nicht nachsteht. 1929 entdeckten griechische Schwammfischer am Vorgebirge Artemision an der Nordküste von Euböia auf dem Meeresgrund in 40 m Tiefe eine wohlerhaltene griechische Erzstatue, der nur ein zwei Jahre zuvor an derselben Stelle gefundener Arm fehlte. Brauen und Lippen waren in Kupfer eingesetzt, auch die leeren Augenhöhlen hatten einst farbig eingesetzte Augäpfel wie die berühmte Erzstatue des Wagenlenkers in Delphi (s. das Titelbild dieses Buches). Nachdem das Standbild in Athen von Muscheln und Rost gereinigt und zusammengesetzt war, offenbarte es sich als ein Werk ganz großen Stils, die wundervoll bewegte, leicht zurückgeneigte Gestalt eines bärtigen Gottes, wahrscheinlich des Zeus, der den Blitzstrahl schleudert, vielleicht ein Werk des Hageladas, des Lehrers des Phidias.

Ein anderer Fund aus dem Meeresgrunde gibt uns durch gute römische Marmorkopien eine Vorstellung von der Kunst des Phidias selbst, und zwar von dem Figureschmuck am Schild der Athena Parthenos, seines hochberühmten Goldelfenbeinbildes im Athenatempel auf der Akropolis, dessen vier Meter hohe antike Marmorkopie aus der Bibliothek von Pergamon, jetzt im Pergamonmuseum in Berlin, schon (S. 72) genannt wurde. Eine Schiffsladung dieser Marmorkopien auf Reliefplatten (etwa 300 Bruchstücke) wurde ganz vor kurzem im Piräushafen gefunden; für den Kunsthandel — wohl nach Italien — bestimmt, ist sie schon vor dem Abgang versenkt worden, weil das Schiff, wie zahlreiche Brandspuren zeigten, in Feuer geriet. Dieser Zufallsfund ist nun durch einen gründlichen Phidiaskenner, Hans Schrader, in eine geistige Entdeckung verwandelt worden, denn es gelang ihm mit Hilfe zweier dürftiger, skizzenhafter antiker Nachbildungen dieser Figuren, eine ganze Reihe von ihnen in den Funden vom Piräus zu identifizieren. Dargestellt ist der mythische, von Theseus abgeschlagene Ansturm der Amazonen auf die Burg von Athen; einzelne kämpfende Paare von Amazonen und Athenern, die in freier, lockerer Komposition, nur



28. Antike Kopie einer Gruppe vom Amazonenkampf auf dem Schild der Athena Parthenos des Phidias
Athen, Piräus-Museum

durch angedeutete Felsen geschieden, über die Bildfläche verstreut waren. In dieser Kompositionsweise erkennt man den Einfluß des großen Malers Polygot. Für die Athener nach den Perserkriegen waren diese Amazonenkämpfe Symbole für ihren Sieg über die Perser, ganz ähnlich wie der Gigantenfries des Großen Altars von Pergamon den Sieg der Pergamener über die Gallierhorden in mythischer Form verherrlicht. Am besten erhalten ist eine von einem jungen Krieger verfolgte Amazone, die sich in wilder Verzweiflung von einem Felsen herabstürzt. Im Hintergrund sieht man die Burg von Athen, von den vier ionischen Säulen des Burgtempels überragt. Die leidenschaftliche Bewegtheit der Figuren und die altertümliche Strenge der Gewandbehandlung unterscheidet diese unzweifelhaft von Phidias stammenden Figuren sofort von den Giebel- und Frieskulpturen des Parthenons, so daß diese kaum mehr dem Phidias zugeschrieben werden können. So dürfte Schraders Deutung eine Revolution in der Geschichte der klassischen Kunst hervorrufen.

Unweit von Athen hat die Bayerische Akademie der Wissenschaften die alte Bergfestung Phyle, einen Herrschersitz der Bronzezeit, erforscht, während G. Karo mit den Mitteln der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft einen Teil der mykenischen und vormykenischen Stadt von Tiryns im Umkreis der schon von Schliemann ausgegrabenen Herrscherburg freilegte und damit neue Aufschlüsse über die Entstehung der mykenischen Kultur und der Baugeschichte von Tiryns brachte⁵¹). Insbesondere ergab sich eine weitausgedehnte Stadt aus spätmykenischer Zeit, die städtebaulich bedeutsam war, denn hier sind schon im 2. Jahrtausend v. Chr. die Häuser- und Straßenfluchten nach einheitlichem Plan angelegt worden, was in dieser frühen Zeit sonst nirgends festgestellt wurde und uns erst in klassischer Zeit bei Milet und Priene entgegengetreten ist.

Vollends eigenartig war das Ergebnis der Ausgrabung eines Kuppelgrabes bei der alten mykenischen Burg Midea unweit

Nauplia durch den schwedischen Archäologen Axel Persson⁵²), denn es führt uns bis zu den altsumerischen Grabbräuchen (s. S. 16) zurück, die sich, wie schon gesagt, in der indogermanischen Welt noch viel länger erhalten haben und sich auch in Homers Schilderung von der Leichenfeier für Patroklos (Ilias XXIII, 260 ff.) spiegeln.

Das um 1350 v. Chr. entstandene Grab wurde zwar schon um 1100, in der Zeit der Dorischen Wanderung, zerstört und später von Grabräubern durchwühlt, enthielt jedoch noch zahlreiche kulturgeschichtlich und künstlerisch hochwertige Funde. In einem der Grabschächte fanden sich Seite an Seite die Skelette des Königs und der Königin, von ihnen getrennt das einer Prinzessin, sämtlich mit sehr reichen, künstlerischen Grabbeigaben aus Gold, Silber, Achat und blauem Glasfluß, Schmucksachen, Bechern und Waffen, u. a. ein großer Goldbecher mit der Darstellung einer Meereslandschaft und vier Schwerter mit goldnem Griff. Da König und Königin gleichzeitig bestattet worden sind, hat hier also offenbar ein sogenanntes Witwenopfer stattgefunden. Doch auch andere Opfer an Menschen, Tieren und Dingen nahm der Tote ins Jenseits mit. Zwei Schächte dienten als Opfergruben. In dem einen lag eine Unmenge stark angebrannter Gegenstände aus Gold, Elfenbein, Glas und Fayence nebst Holzkohlenresten, die auf dem Scheiterhaufen vor dem Grabe verbrannt worden sind. Der andere enthielt zahlreiche Menschen- und Hundeknochen, offenbar die eines Dieners und eines Lieblingshundes. Wir erinnern uns hier, daß auch bei Homer dem Patroklos die Leichen von zwölf Trojanern und zwei Hunden geopfert und zwei Pferde in den Scheiterhaufen hineingestoßen wurden. Auch die zahlreichen Vasenscherben der einen Opfergrube erklären sich aus den von Homer geschilderten Weinspenden: Krüge mit Wein wurden auf dem Scheiterhaufen zerschmettert. Wenn aber Patroklos nicht beigetzt, sondern verbrannt wurde, so war es, weil eine Bestattung in Feindesland sich verbot und überhaupt die Leichenverbrennung aufkam, die

sich neben der Bestattung durch das ganze Altertum erhielt und erst in der christlichen Zeit aufhörte.

Höchst aufschlußreich für die ältesten Zeiten der Besiedlung Griechenlands sind schließlich die noch nicht beendeten Ausgrabungen auf der Insel Ägina durch die Bayerische Akademie der Wissenschaften unter Leitung von Paul Wolters und Gabriel Welter. Wohl nirgends in Griechenland ist so wie hier die Schichtenfolge der Keramik und somit der vorgeschichtlichen und der ältesten geschichtlichen Epochen festgestellt worden. Auch hier hat sich die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaften durch ihre Beihilfe ein bleibendes Verdienst erworben.

Gehen wir nach Italien hinüber, so sehen wir, wie in Tripolitaniern und der Kyrenaika, den großzügigen Tatwillen einer sich erneuernden Nation, deren Führer zielbewußt an die große Vergangenheit anknüpft, so sehr auch sein Schaffen der unmittelbaren Gegenwart gilt. Dank Mussolinis willensstarker Leitung haben vor allem zwei Ausgrabungen in wenigen Jahren Ergebnisse gezeitigt, die für die ganze Kulturwelt von Belang sind: die des Trajansforums und -marktes in Rom und die von Roms Hafensstadt Ostia an der Tibermündung. Beide stehen in innerem Zusammenhang, nicht nur, weil Trajan den Flußhafen von Ostia durch einen großen künstlichen Hafen erweitert hat, sondern vor allem, weil durch beide Grabungen Bauten und Einrichtungen erschlossen wurden, die den Vergleich mit modernen Großstädten herausfordern.

Beginnen wir mit Ostia⁵³), das den Vorzug besserer Erhaltung hat. Denn während in Rom, das stets dicht bewohnt blieb, die antiken Bauten stark zerstört und von denen späterer Zeiten überbaut wurden, ist das allmählich verlassene und verfallene Ostia im 16. Jahrhundert durch einen Wechsel des Tiberlaufes in Sand und Schlamm begraben worden und so viel unberührt geblieben. Es ist gleichsam ein zweites Pompeji und doch in allem sein Gegenteil. Pompeji, dessen Ausgrabung schon vor 200 Jahren begann, und seine erst neuerdings systematisch

untersuchte Schwesterstadt Herculaneum waren breit hingelagerte, dem frohen Lebensgenuß hingegebene Villenstädte mit höchstens zweistöckigen Häusern; Ostia dagegen, zwischen Meer und Fluß in seinen Mauerring eingezwängt, wuchs auf engem Raume zu vier- bis fünfstöckigen Mietskasernen und gewaltigen Speicherbauten empor und wurde vom Rhythmus der Arbeit beherrscht. Die Enge des Baugrundes und die Bedürfnisse der Handelsstadt führten ganz von selbst zur Überwindung des nach innen gekehrten, nach außen abgeschlossenen altitalischen Haustyps, wie er uns in den Vesuvstädten entgegentritt, und zur Entwicklung des mehrstöckigen Fassadenhauses mit architektonischer Straßenfront und großem Hallenhof, das bisher als Eigentümlichkeit der Renaissance und der Neuzeit galt, aber tatsächlich, wie diese Ausgrabungen beweisen, im Altertum wurzelt.

Als älteste Kolonie Roms um 335 v. Chr. gegründet, anfangs nur als Militärkolonie zum Schutze der Tibermündung, ein kleines befestigtes Lager, dessen sauber gefugte Tuffmauern und Tore jetzt wieder freigelegt sind, wuchs Ostia sich bald zur Handels- und Hafenstadt aus, erhielt einen Flottenpräfecten und spielte schon im Ersten Punischen Krieg eine Rolle als Flottenbasis. Allmählich zog es den ganzen Handel mit dem Westen an sich und wurde zum Sitz der Getreideversorgung Roms (*Annona*), wodurch große staatliche und private Kornspeicher entstanden. Sulla umgab die Stadt mit einem neuen Mauerring aus Tuffblöcken, über den sie auch in der Kaiserzeit kaum noch hinauswuchs. Um so mehr nahm sie an Marmortempeln, Prachtbauten, Säulenstraßen und Bäderanlagen zu. Augustus erbaute das jetzt wiederhergestellte Theater, und Claudius errichtete die *Vigiles*, eine Feuerwehr- und Polizeitruppe, die in einer stattlichen Kaserne wohnte und später auf 600 Mann anwuchs. Derselbe Kaiser begann den Bau eines künstlichen Hafens, der von Nero vollendet und von Trajan großartig erweitert wurde; Hadrian und Antoninus Pius statteten Ostia mit pracht-

vollen öffentlichen Thermen aus, die nach einem Brande von einem Bürger erneuert wurden; daneben gab es noch andere, bisher nicht freigelegte private Bäderanlagen.

Die beiden Hauptstraßen des einstigen Militärlagers, *Cardo* und *Decumanus*, setzten sich in gerader Flucht rechtwinklig durch das unregelmäßige Straßennetz fort und zerlegten die Stadt in vier Regionen, zu denen als fünfte die *City* trat, die Umgebung des Kaiserforums mit seinen Tempeln, das die Mitte des alten Militärlagers bildete. In den Erdgeschossen der Straßenfronten, teils auch der Höfe, lagen Läden oder Garküchen, deren Inhaber im *Mezzanino* darüber wohnten; erst im zweiten Stock folgte wie in modernen italienischen Häusern der *Piano nobile* mit teils reihenweise vorspringenden Balkonen, die auf Holzbalken oder Kragsteinen ruhten. Regelmäßige Fensterreihen öffneten sich nach der Straßenfront wie nach der Rückseite, und die großen, mehrstöckigen Hallenhöfe nahmen den neuzeitlichen *Loggienbau* vorweg. Außer den zahlreichen Garküchen fand sich auch ein feines Restaurant mit mehreren gesonderten Speiseräumen, sogar eine Großbäckerei, die erste ihrer Art.

Eine Eigenart von Ostia, der buntfarbige Ziegelbau, an die Ziegelgotik nordischer Städte gemahnend, erklärt sich aus der Steinarmut der Gegend. Gelbe und rote Ziegelmauern, durch tiefrote Streifen belebt und durch Pilaster und Säulen aus grauem Tuff oder goldgelbem Travertin mit Knäufen und Sockeln aus Kunstziegeln gegliedert, gaben der Architektur ein farbenfrohes Gepräge. In weißem oder buntem Marmor oder in Travertin prangten die Tempel und öffentlichen Gebäude; Säulenstraßen, Brunnen und Portiken verliehen dem Straßensbild etwas Festliches. Durch ein marmornes Doppeltor führte die *Via Ostiensis*, von langen Gräberreihen eingefast, nach Rom, und um die Stadt schlang sich ein Kranz heller Villen in schattigen Parks.

Die zahlreichen Ausländer brachten ihre heimischen Kulte mit, den der phrygischen *Magna Mater* und anderer, syrischer



29. Ostia, Straße mit Balkonbau

und ägyptischer Gottheiten, in der Spätzeit auch den des Mithras, des Todfeindes und Vorgängers des Christentums, von dem bisher sieben Kapellen entdeckt wurden. Zu Beginn des 4. Jahrhunderts findet sich in Ostia auch ein christlicher Bischof, dessen Stellung so angesehen war, daß er den Bischof von Rom (den Papst) weihte. Doch das war schon der Anfang vom Ende. Durch den Sieg des Christentums und die Verlegung der Hauptstadt nach Konstantinopel verfiel Ostia mehr und mehr, und die Wirren der Völkerwanderung vollendeten seine Zerstörung; Kalköfen zeigen, wohin seine einstige Marmorpracht gewandert ist.

Die Hauptüberraschung seiner von Roberto Paribeni, dann von Guido Calza geleiteten Ausgrabung war ein großer Säulenhof gegenüber dem Theater, eine Handelsbörse, die den Mittelpunkt des Geschäftslebens bildete. Ringsum lagen 60 Räume

für die Handelsagenturen der Städte, die mit Ostia im Seeverkehr standen; ihre Firmenschilder sind zum Teil in den Mosaikfußboden eingelassen. Römische Ordnung und Organisation herrschte in allen Einrichtungen. Nach Roms Vorbild besaß Ostia zwei höchste Beamte, einen Senat und Volksversammlungen, Vorsteher der öffentlichen Arbeiten und des Wasserbaus, des Stadtarchivs und der öffentlichen Urkunden, sämtlich mit einem Stab von Unterbeamten. Alle waren genossenschaftlich organisiert, ebenso die Reeder, Kaufleute, Spediteure und Handelsagenten, die Dock-, Werft- und Magazinarbeiter, die Schiffer und Lastträger, selbst die Taucher. Im Städtebau wie in seiner Organisation war Ostia also einer großen modernen Handels- und Hafenstadt ähnlich.

Seine Kunst stand nicht sehr hoch, doch war es auch nicht ganz kunstlos. Die Wandmalereien, die nach Neuheit und Pracht strebten, stehen denen von Pompeji nach. Eigentümlich sind die rasch hingeworfenen impressionistischen Landschaftsbildchen und die derbfrische Mosaikkunst, die vorwiegend das Handels- und Hafenleben spiegelt. Eine Reihe wertvoller Marmorbildwerke oder Torsen von solchen ist schon durch frühere Raubgrabungen in die römischen Museen gelangt, eine Hygieia sogar nach Kassel. Im ganzen aber liegt Ostias schöpferische Bedeutung mehr auf praktischem Gebiet.

An seiner Erforschung ist auch die deutsche Altertumswissenschaft insofern unmittelbar beteiligt, als über 1000 der in Ostia gefundenen Inschriften im Ergänzungsband zu Band 14 des von Th. Mommsen begründeten *Corpus inscriptionum latinarum* erscheinen werden, eine Fundgrube für die Beamtenorganisation, die sakralen und profanen Körperschaften, die Listen der Beamten von Ostia wie der römischen Konsuln und sonstigen Jahresbeamten, ja für allgemeine politische Zeitereignisse.

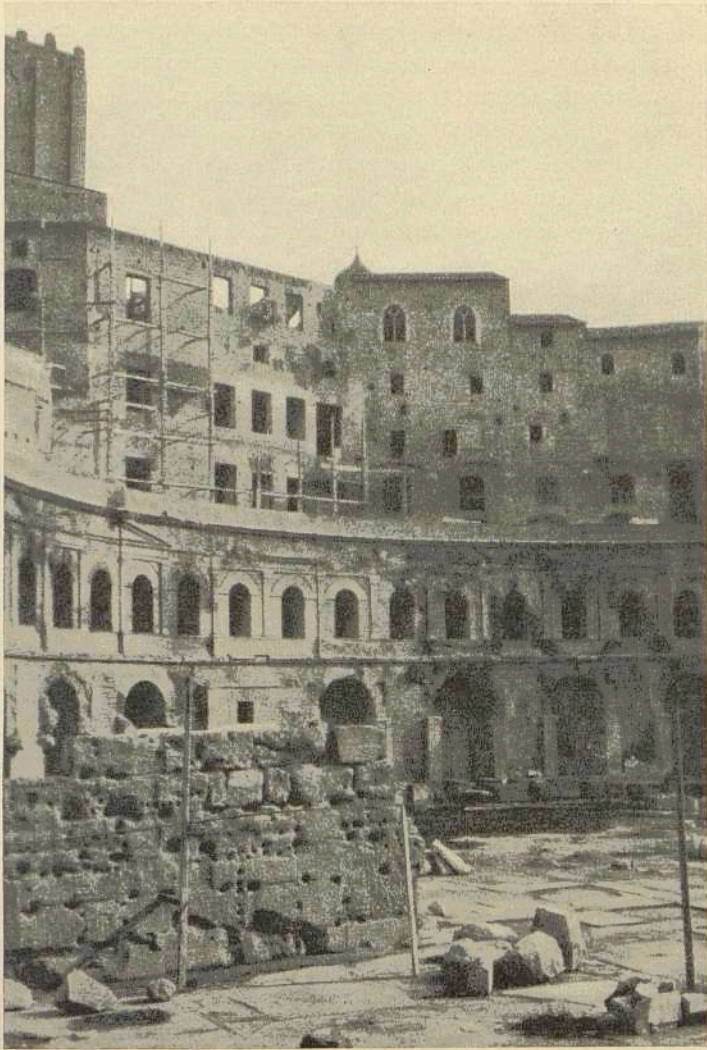
In hauptstädtische Verhältnisse umgesetzt, finden wir jetzt in Rom eine riesige Marktanlage mit Handelsbörse⁵⁴⁾ im Anschluß an das Trajansforum, das größte und prächtigste der

Kaiserfora, von dem bisher nur die Trajanssäule, die das Mittelalter als Glockenturm überdauert hat und später, durch Sixtus V., mit der Statue des Apostels Petrus geschmückt ward, sowie ein Stück der Basilica Ulpia zu sehen war, das zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Franzosenzeit freigelegt worden war. Markt und Forum sind nun von dem Bautengewirr des Mittelalters und der Neuzeit befreit worden, ebenso das Augustusforum, von dem bisher nur drei halbverschüttete Säulen des Mars-Ulto-Tempels und ein Stück der Brandmauer mit gewölbtem Durchgang, der allen Romreisenden bekannte Arco de' Pantani, aufragten. Die völlige Freilegung dieses Forums ergab, daß sich durch seine Mitte eine zweistöckige marmorne Säulenhalle zog, im Oberstock von Karyatiden getragen, und seinen Abschluß bildete ein gewaltiges Halbrund, das den abgestochenen Fuß des Quirinalshügels abstützte. Ein großes Triumphtor, das noch im 16. Jahrhundert gestanden hat, führte zu dem noch weit großartigeren Trajansforum, das die Reihe der Kaiserfora abschloß und sie mit der Neustadt im Marsfeld, dem mittelalterlichen Rom am Tiber, verband. Die Anlage dieses Forums und der anschließenden Zentralmarkthalle erwies sich als dringende Notwendigkeit, denn das Forum Romanum, von alters her Markt, Platz für Volksversammlungen und Gerichtsstätte zugleich, war seit dem Ausgang der Republik immer mehr von Tempeln, Hallen, Triumphbögen und Denkmälern eingeengt worden, und das Marktleben, das nur noch an seinen Rändern haftete, hatte sich immer mehr im Rindermarkt, Fischmarkt, Gemüsemarkt, Mehlmarkt usw. spezialisiert und zersplittert, was besonders für die ärmere Bevölkerung der volkreichen Subura, die sich bis zu den Kaiserforen hinzog, höchst lästig war.

Zur Anlage dieses neuen Forums mußte der Abhang des Quirinalshügels bis zu 35 m Höhe abgegraben werden, wie es die Inschrift auf der bis zu dieser Höhe aufragenden Trajanssäule bezeugt und wie die neuen Ausgrabungen es bestätigt haben. Auch hier mußten, wie beim Augustusforum, die Stein-

und Erdmassen am Rande des Abstiches abgestützt werden. Aber Trajans genialer Baumeister Apollodor von Damaskus begnügte sich nicht mit einem einfachen halbrunden Abschluß, sondern er nutzte dies Halbrund praktisch aus, indem er drei Stockwerke von Läden einbaute und auf der oberen Fläche des Hügels eine riesige Marktanlage anschloß, die er mit dem Forum verband, sowohl durch eine Straße, die in großer Kehre zu dem oberen Marktbezirk anstieg, wie durch zwei Treppenanlagen, die innerhalb des Halbrundes emporstiegen. Die Läden waren also teils von der unteren Straße, die das Halbrund umzog, teils von dessen innerem Umgang, teils von der oberen Marktstraße aus zugänglich. Von diesen Läden sind bisher 150 ausgegraben worden, teils klein und nischenartig, für Gemüse und Obst, teils tiefe verschließbare Kaufgewölbe für schutzbedürftigere Waren. Bei einigen senkt sich der Fußboden nach der Mitte zu einer Eintiefung, die die überlaufenden oder ausschwitzenden Flüssigkeiten auffing; sie dienten also zum Wein- und Ölverkauf; ähnliche Einrichtungen sind noch heute in Italien zu finden.

Die gleiche geniale Raumausnutzung findet sich in dem oberen Marktbezirk, dessen Hauptstraße durch ein großes Tor auf die Subura mündete. Auch sie war von Ladenreihen eingefast, ebenso die Seitenstraßen. An ihrem Ende erhebt sich ein noch wohlerhaltenes großes Gebäude, das als Markthalle und Marktbörse diente. Sein Mittelschiff ist mit hohen Kreuzgewölben überspannt; die zweistöckigen Seitenschiffe zerfallen in je sechs überwölbte Räume, die den Druck des Kreuzgewölbes durch Strebebögen auffangen. Diese Bauart nimmt die der spätrömischen Basilika des Maxentius in Köln vorweg, die durch Karl Martells Mutter Plectrudis als Kirche S. Maria im Kapitol erneuert worden ist. Die Front dieser Markthalle nach der Hauptmarktstraße ist dreistöckig, mit Fensterreihen und Straßenbalkonen wie in Ostia; auch hier tritt uns also bereits die Architektur der Neuzeit entgegen. Von dem Marktbezirk abgeschlossen, mit besonderem Eingang, liegt schließlich noch ein größeres



30. Rom, Halbrund des Trajansforum. Darüber der Trajansmarkt

Gebäude, offenbar der Sitz der Marktpolizei und der Marktbehörde, die für die billige oder unentgeltliche Verteilung von Brot, Wein und Fleisch an die ärmere Bevölkerung zu sorgen hatte. Das war, außer kaiserlichen Geldspenden, die Wohlfahrtsfürsorge im alten Rom. Wir kommen also auch hier modernen Großstadtverhältnissen sehr nahe.

Anderen Großstadtbedürfnissen diente das Trajansforum selbst. Wer vom Augustusforum kam, betrat zunächst einen großen freien Platz, von Säulenhallen umgeben, in der Mitte das riesige bronzene Reiterstandbild des Kaisers. Dahinter zog sich quer durch das Forum die schon genannte Basilica Ulpia, eine fünfschiffige Halle mit einem Walde von 100 riesigen Marmorsäulen und vergoldeten Dachziegeln. Rechts buchtete sich das dreistöckige Halbrund des Trajansmarktes mit seinen Bogenstellungen in goldgelbem Travertin aus, und hinter der Basilika ragte riesengroß die von Trajans Bronzestatue gekrönte Siegessäule, unter der er bestattet ward, rechts und links von ihr eine griechische und eine römische Bibliothek, von deren Dächern man die schraubenförmig ansteigenden Reliefs der Säule genau betrachten konnte. Den Abschluß des Forums bildete schließlich der Tempel, den Hadrian seinem Vorgänger und Adoptivvater Trajan und dessen Gattin Plotina errichtet hat. Wohin also das Auge blickte, sah es Säulenreihen, Reliefs, Statuen und Bögen von verschwenderischer Marmorpracht. Und diesen Prunkbau, der noch im späten Altertum als Weltwunder galt, hat der persönlich anspruchsloseste Soldatenkaiser errichtet. Doch er wußte, was er sich als Kaiser schuldig war, und hinter all dieser Pracht und Selbstverherrlichung schauen deutlich die praktischen Zwecke hervor, die der ganzen Anlage erst ihre volle Bedeutung geben.

Unter den zahlreichen Einzelfunden aus dem unerschöpflichen römischen Boden ragt die Marmorstatue einer Niobide hervor, die 1906 in den Gärten des Sallust gefunden wurde und anfangs nach Mailand (Banca Commerciale), neuerdings



31. Niobide, Rom, Thermenmuseum

aber ins Thermenmuseum gelangt ist. Sie bildet eine wertvolle Ergänzung zu den zahlreichen Niobidenfiguren in Florenz, römischen Kopien einer großen Gruppendarstellung, die schon im Altertum dem Skopas oder Praxiteles zugeschrieben wurde; für den ersteren spricht das Pathos der Darstellung und die figurenreiche Komposition. Durch einen Pfeilschuß im Rücken getroffen, sinkt die Niobide ins Knie und greift mit beiden Händen nach rückwärts. Ihre heftige Bewegung und der ergreifende Ausdruck des Schmerzes stehen im wirksamen Gegensatz zu der Herbheit der Körperformen und der altertümlichen Gewandbehandlung.

Viel weniger hat man bisher von den seit Jahren wieder aufgenommenen italienischen Ausgrabungen in Pompeji und Herculaneum gehört, deren Veröffentlichung nur langsam vorrückt. Aber auch hier haben sich neuerdings zweistöckige Häuser mit Läden und vorspringenden Loggien im Piano nobile gefunden. Besonders in Herculaneum hat sich unter der haushohen Decke erstarrten Aschenschlammes Vieles, vor allem das Holzwerk, besser erhalten als in seiner Schwesterstadt, ganze Treppen mit Geländer, die zum Oberstock kleiner Mietwohnungen führen, wo man noch die Holzgitter der Bettgestelle und daneben die aus ihren Resten rekonstruierten Holzschränke findet, in die man die an Ort und Stelle gefundenen Gebrauchs- und Ziergegenstände wieder hineingestellt hat. Dazu kommen Wanddekorationen in Farbe und Stuck, Bronzegeräte, Peristylhöfe, an einer Stelle sogar ein Eisengitter, das zum Schutz gegen Einbrecher über das Oberlicht gespannt ist.

In Pompeji hat Amedeo Maiuri, Direktor des Nationalmuseums in Neapel, besonders an der Via dell'Abbondanza gegraben. Auch hier werden zweistöckige Häuser unter Benutzung und Konservierung der geringsten Reste wiederhergestellt, und aus tausend Bruchstücken der Wandmalereien erhalten Wände und Decken ihren alten Schmuck zurück. 1925 entdeckte Maiuri in diesem Bezirk die vorzüglich erhaltene Bronzefigur eines Jünglings, die



32. Ephebe, Bronze. Neapel, Nationalmuseum

beim Ausbruch des Vesuvs i. J. 79 v. Chr. von ihrem Postament herabgenommen und, mit einem Tuche bedeckt, an einem sichern Orte geborgen wurde. In jeder Hand trug sie einen Bronzeast zum Aufhängen von Lampen, diente also als Kandelaberfigur, aber der erhobene kleine Finger der rechten Hand deutet darauf hin, daß sie ursprünglich einen Mundschenken dargestellt hat, der dann später zum Leuchterträger umgearbeitet worden ist. Gestalt und Ausdruck dieses Ganymeds sind fast mädchenhaft; sein Kopf kommt dem wundervollen Athenakopf in Bologna nahe, der als Kopie der Lemnia des Phidias gilt, aber auch sonst zeigt dies reizvolle Spätwerk Züge klassischer Werke aus der Mitte des 5. Jahrhunderts in sehr feiner Nachempfindung. Die Statue befindet sich jetzt im Nationalmuseum in Neapel, das seit 1931 auch einen Schatz von 115 prachtvoll erhaltenen Silbergeräten bewahrt, den Maiuri in einem großen Holzkasten in Pompeji gefunden hat, u. a. ein ganzes Speiseservice, ein Silber-
spiegel, Parfümflaschen, dazu Schmucksachen aus Gold und Edelsteinen, kurz ein hochwertiges Gegenstück zu dem berühmten Silberschatz aus dem nahen Boscoreale in Paris und zu dem Hildesheimer Silberfund in Berlin, der uns zu den römischen Bodenfunden in Deutschland hinüberführt.

4. Die Römerzeit in Deutschland

Unter allen neueren Ausgrabungen auf deutschem Boden bildet die des römisch-nordischen Götterbezirks im Altbachtal bei Trier die größte Überraschung. Dies Nationalheiligtum der Treverer, von dem bereits über 50 Tempel und Kapellen nebst zahlreichen Kult- und Votivbildern zum Teil unbekannter nordischer Gottheiten entdeckt worden sind, steht als Denkmal unserer heimischen Frühgeschichte einzig da. Unter ihm ist eine bis in die Hallstadtzeit (um 1000 v. Chr.) zurückreichende Siedlung gefunden worden. Die römische Stadtgründung des Kaisers Augustus, Colonia Augusta Treverorum, stand also auf uraltem Kulturboden. Als Hauptort der Provinz Gallia Belgica und als Hauptetappenort der römischen Rheinfront ist Trier dann rasch zur Blüte gelangt. Es besaß eine bedeutende Tuchindustrie, Töpferei und Bierbrauerei; der von den Römern eingeführte Weinbau und die ergiebige Pferde- und Viehzucht des Landes machten Trier zum Ausfuhrzentrum für Wein, Wolle, Leder und Pökelfleisch. Seit der Reichsteilung unter Diokletian (286 n. Chr.) stieg es sogar zur Kaiserresidenz auf, von der aus Gallien, Britannien und Spanien beherrscht wurden, und so schmückte es sich mit römischen Prachtbauten wie keine andere nordische Stadt. Daher konnte der letzte römische Dichter Ausonius Trier in seiner „Mosella“ als Weltstadt preisen, die nur von Rom, Alexandria, Karthago, Konstantinopel und Antiochia an Größe und Pracht übertroffen ward.

Von jenen Prachtbauten sind die stolze Porta Nigra, das Haupttor der spätrömischen Stadtbefestigung, von Napoleon I. wiederhergestellt, die Konstantinsbasilika, von Friedrich Wilhelm IV. erneuert und als protestantische Kirche geweiht, und

der Kernbau des Domes, ein römischer Prachtbau, mehr oder minder gut erhalten bis auf die Neuzeit gekommen, und die alte Römerbrücke dient noch heute dem Verkehr, wogegen zwei riesige Bäderanlagen (Kaiserthermen und Barbarathermen) sowie das Amphitheater nur sehr trümmerhaft erhalten sind. Viele andere Römerbauten sind von der mittelalterlichen und heutigen Stadt überbaut und der Ausgrabung unzugänglich. Auch dem Götterbezirk im Altbachtal steht ein gleiches Los bevor; immerhin konnte er trotz dem Elend der Besatzungszeit noch größtenteils ausgegraben werden⁵⁵). Mehrere preußische Ministerien, höchste Regierungs- und Provinzialbehörden haben im Verein mit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft erhebliche Mittel dafür aufgebracht; selbst private Zuwendungen haben nicht gefehlt; die Leitung der Grabungen hat Professor Siegfried Löschcke, der Sohn des berühmten, auch um die Limesforschung hochverdienten Archäologen.

In keiner römischen Provinz hat römische Art sich gleich stark mit der einheimischen gemischt und so eine eigenwüchsige Provinzialkunst geschaffen, in der das heimische Element immer stärker zum Ausdruck kam. Tolerant gegen alle Kulte, die ihrem Reiche nicht gefährlich wurden, begnügten sich die Römer in Trier nicht nur mit der Anerkennung des Kaiserkults, der offiziellen Verbeugung vor dem Imperium Romanum, sondern sie lieferten den Einheimischen auch die Baumeister und Bildhauer, die ihre Tempel und Kultbilder mit ihrer soliden Mauertechnik und dem Formenschatze der klassischen Kunst in Stein verewigten; denn die einheimischen Vorgänger dieser Tempel und Kultbilder waren aus Holz; die im Altbachtal gefundenen Reste zweier vorrömischer gallischer Holztempel zeigen, daß die römischen Baumeister diese ihnen ganz fremde Bauform getreulich in Stein übersetzt haben. Weniger glücklich war die manchmal oberflächliche und rein äußerliche Gleichsetzung der einheimischen Gottheiten mit denen des griechisch-römischen Olymps. Die dadurch angerichtete Verwirrung erhöht sich noch durch

das Ineinanderfließen gallischer und germanischer Göttervorstellungen; denn die Treverer gehörten zwar dem linksrheinischen gallischen Macht- und Kulturbereich an, waren aber nach dem Zeugnis des Tacitus stolz auf ihre germanische Abkunft. So kam es, daß sich in die gallischen Kulte und Göttervorstellungen germanische mischten und daß umgekehrt gallische in dem angrenzenden Germanien herrschten, so vor allem der im ganzen Rheingebiet stark verbreitete Kult der Muttergottheiten, der eine merkwürdige Analogie in der südetruskischen Kultur findet. (Zwei Muttergottheiten aus Kampanien mit Wickelkindern und Füllhörnern im etruskischen Saale des Alten Museums in Berlin.) Andererseits trägt der höchste Himmelsgott der Treverer Züge des wilden Jägers und des Donnergottes Donar, und in den Votivgaben kehren immer wieder drei als Merkur, Mars und Herkules dargestellte Götter, nach Tacitus die drei germanischen Hauptgötter, deren germanische Namen sich leicht ergeben, wenn man die romanischen Wochennamen Mercedi, Martedi und Jovedi (Herkules als Sohn und Erscheinungsform Jupiters) mit den germanischen vergleicht: Wodanstag (holländisch Woensdag, englisch Wednesday, in Deutschland durch das Christentum zu Mittwoch verwässert), Ziustag (englisch Tuesday, deutsch Dienstag) und Donarstag (englisch Thursday, Thorstag, deutsch Donnerstag). Wenden wir uns jedoch von diesen noch strittigen religionsgeschichtlichen Fragen den Tatsachen der Ausgrabung zu⁵⁶).

Nachdem schon früher außerhalb der Stadt, im Irrbachtal am linken Moselufer, ein heiliger Bezirk des Heilgottes Lenus Mars und seiner Gefährtin Ancamna entdeckt worden war, der auch andere einheimische Kulte beherbergte, tritt uns jetzt am rechten Ufer, im Altbachtal, innerhalb der spätrömischen Stadtmauer und in nächster Nähe der Kaiserthermen, ein weit größerer entgegen, dessen Heiligtümer vom 1. bis 4. Jahrhundert mancherlei Umbauten und Schicksale erfahren haben, besonders durch den Alemanneneinfall von 259/60. Es sind fast durchweg

hohe würfelförmige Gebäude mit spitzem Dach, deren Wände in Türen und Fenster aufgelöst sind, so daß das Kultbild im Innern sichtbar war. Die größeren umschloß ein säulengetragener Umgang mit schrägansteigendem Dach, unter dem die Weihgeschenke standen; einige hatten am Eingang einen Vorbau. Vor dem Tempel im Freien stand der Altar, an dem die Kult-handlungen stattfanden. Zu größeren Kultfeiern diente ein in der Spätzeit überbautes Theater von 50 m Breite; auf sie weisen auch die im Altbachtal gefundenen fratzenhaften Kultmasken hin, die den Vergleich mit den oberbayerischen und österreichischen Perchtenmasken nahelegen. Diese ganz unrömische Bauform stammt, wie schon gesagt, von gallischen Tempeln; wir werden sie später im Slawenland östlich der Elbe wiederfinden, als Beweis für uralte mittelländische Zusammenhänge, auf die auch zwei Rundtempel des Altbachtales hinweisen (s. Seite 149). Nur der größte seiner Tempel, der des Himmelsgottes, hatte eine Cella für Kulthandlungen wie die antiken Tempel und eine halbrunde Apsis für das Kultbild.

Rechts und links von diesem Tempel ragte, in ihren Resten festgestellt, je eine der im ganzen Rheingebiet verbreiteten Jupiter- oder Gigantensäulen, auf denen ein speerschwinger Gott reitet. Zwischen den Hufen seines Pferdes liegt ein schlangentartiges Ungetüm mit brüllendem Menschenhaupt, in der Rechten eine Keule (den Donner), die Personifizierung der Gewitterwolke. In diesem Bilde vereinigen sich also Züge des Wilden Jägers mit denen des Donar. Dann folgt eine Kapelle des in Trier in hohen Ehren stehenden Handelsgottes, der auf einem Altar des Altbachtales als *Deus Mercurius Peregrinorum* (Merkur der Nichtrömer) bezeichnet ist. Dieser Altar wurde zur Zeit Domitians von einem Matrosen der römischen Rheinflotte geweiht, der im Zivilberuf Bierverleger und Tuchhändler war (*Miles classis germanicae, Mercator cervesarius et artis offecturae*). Der Gott, dem er den Altar geweiht hat, ist uns aus einem anderen Trierer Relief bekannt, wo er als Baumfäller und Wege-



33. Trier, Götterbezirk im Altbachtal
Stiergottheit und Grundmauern eines Heiligtums

bahner dargestellt ist; hinter dem Baumwipfel erscheinen drei Kraniche und ein Stierhaupt, das den Wassergott andeutet. Er führt seine Straße also dem natürlichen Handelswege, dem Strome, zu. Wir kennen auch den Namen dieses Gottes, Esus, durch den berühmten vierseitigen Bildstein, der 1710 unter der Kirche Notre-Dame in Paris entdeckt wurde, während ein anderes Relief dieses Altars den Stiergott mit der Bezeichnung Tarvos darstellt. Diesem Stiergott ist eine der nächsten Kapellen im Altbachtal geweiht; sein Kultbild steht noch halbzerstört darin, von den Christen schon in spätrömischer Zeit mit besonderem Eifer verstümmelt, weil sie in diesem gehörnten Stier ein Abbild des Teufels sahen. Zwischen seinen Beinen liegt eine menschliche Gestalt, die Hände auf dem Rücken (gefesselt?), wohl als Personifizierung des Gottes zu deuten. Er ist ver-

wandt mit dem schon bekannten Rhenus bicornis, dem gehörnten Rheingott, bewahrt hier aber noch die ursprüngliche Tiergestalt, die ja allen antiken und nordischen Göttergestalten zugrunde liegt. Fische am Sockel seines Standbildes weisen noch ausdrücklich auf das Wasser hin.

Andere Heiligtümer Fruchtbarkeit spendender Gottheiten gesellen sich hinzu, so die Kapelle und zwei Altäre der Göttin Ritona, die ein tönernes Weihrelief mit Steuerruder und Füllhorn darstellt, also gleichfalls mit symbolischem Bezug auf Wasser und Stier, ferner der Altar einer Quellgottheit Icovellauna und nicht weniger als drei Kapellen einer inschriftlich als Aveta bezeichneten Muttergottheit. Eins ihrer Kultbilder, ein großes und schönes Bild, leider mit abgeschlagenem Kopfe, steht noch neben der Kapelle. Es zeigt sie auf dem einheimischen Korbstuhl thronend, einen Fruchtkorb auf dem Schoße, einen Hund zu Füßen. Besser erhalten, mit diademgeschmücktem Kopfe, ist eine Kalksteinstatuette mit Füllhorn und Zepter (?), rechts und links ein Kind, das sich an sie anschmiegt. Sehr zahlreich sind die ihr dargebrachten Weihgeschenke, junge Frauen, teils mit Wickelkindern im Arm (darunter eine Statuette von großer Feinheit), Kinder, sich küssende Paare, Gestalten, die um Kindersegen bitten oder für ihn danken.

Aveta war also die segenspendende Beschützerin von Menschen, Tieren und Früchten, von Haus, Hof und Garten, und ihr Kult war nicht nur ein Frauenkult. So hat ein aus Trier stammender Soldat, der Schreiber des Legaten der 30. Legion in Xanten, den Matres Treverorum einen Altar geweiht. Wir werden den Kult dieser Muttergottheiten in Bonn wieder antreffen; im Marienkult hat er seine Fortsetzung gefunden. Eine Sonderform ist die Pferdegöttin Epona, die eine Fruchtschale im Schoß hält und auf einer Stute (ihrer alten Tiergestalt) reitet. Schließlich lernen wir auch noch die der Diana gleichgesetzte Waldgöttin Arduinna kennen, deren heiliges Tier der Hase war und deren Name in den Ardennen haftet, während die auf



34. Trier, Götterbezirk im Altbachtal. Die Muttergottheit Aveta
Trier, Provinzialmuseum

einem Bären reitende Göttin Artio (ursprünglich eine Bärin) schon aus anderen Funden bekannt war. Es ist also eine ganze Reihe von Göttergestalten, die sich auf der Umbildungsstufe vom Tier zum Menschen befinden.

Wie der Stiergott Tarvos, hängen auch andere männliche Gottheiten des Altbachtals mit Wasser und Fruchtbarkeit zusammen, so der Heilgott Apollo Granus, mit einem Krug seines Heilwassers in der Rechten, dessen Name an den Heilquellen von Aachen (Aquaе Granae) haftet, und der dem etruskisch-römischen Frühlings- und Fruchtbarkeitsgott inschriftlich gleichgesetzte Vertumnus sive Pisintos, ein alter blutiger Gott, denn auf seinem Altar ist ein steinerner Widderkopf dargestellt, umgeben von vier bärtigen und unbärtigen Männerköpfen, die auf Menschenopfer hindeuten. Durch die schriftliche Überlieferung sind uns Menschenopfer ja bei den Germanen wie bei den Galliern bezeugt; bei jenen werden wir den materiellen Beweis im Lossower Burgwall finden. Doch die Römer dürften diesen schon von Claudius verbotenen blutigen Kult in ihrer Hauptstadt schwerlich geduldet haben, und so hatten die Menschenköpfe des Trierer Altars wohl nur noch symbolische Bedeutung. Zudem gab es ja Menschenopfer ohnegleichen in der gewaltigen Arena, in der die gefangenen fränkischen Könige und Kriegerscharen verbluteten.

Als letzter erscheint aus dem Orient der persische Lichtgott Mithras, dessen Erlösungsreligion, die Schrittmacherin und gefährlichste Nebenbuhlerin des Christentums, besonders im Heere verbreitet war und so auch nach Trier gelangte. Damals war das Theater schon von einem Wohnhaus überbaut, ein Zeichen, daß die alten Kultspiele bereits aufgehört hatten. In dies Wohnhaus hat sich ein Mithräum eingenistet, von dessen zerstörtem Kultbild der reliefgeschmückte Sockelstein sich erhalten hat. Das künstlerisch bemerkenswerte Relief stellt die Geburt des Mithras (am 25. Dezember) dar.

Auch im römischen Germanien sind zahlreiche Mithrasheiligtümer gefunden worden. Eins von ihnen, 1926 von dem Mainzer

Archäologen Friedrich Behn in dem Städtchen Dieburg bei Darmstadt entdeckt⁵⁷), enthielt eine künstlerisch wie religionsgeschichtlich gleich wertvolle Altarplatte, die drehbar auf dem Altar stand und daher auch auf der Rückseite ein Relief trägt. Einer ihrer Stifter, Silvinius, Bildhauer in Dieburg, hat sie (um 200) selbst verfertigt. Besonders lehrreich sind die 14 Bilder der Mithraslegende auf der Vorderseite, denn sie zeigen starke Parallelen zum Christentum: die durch drei Köpfe versinnbildlichte Mithrastrinität, das Abendmahl des Mithras, seine Himmelfahrt und seine Gottwerdung als Sol invictus. Es ist daher begreiflich, daß dies Heiligtum von den Christen gründlich zerstört wurde.

Auch in Trier, wo bereits um 300 ein christlicher Bischof nachweisbar ist, waren die Christen zerstörungseifriger als die Alemannen. Durch Konstantins Toleranzedikt (313) den Verfolgungen entronnen, wurden sie selbst intolerant und herrschsüchtig. Schon kurz nach 337, Konstantins Todesjahr, zerstörten sie die Tempel und Kultbilder des Altbachtals. Eine Plattenstraße, zum Teil aus den zerstörten Denkmälern hergestellt, wurde durch den heiligen Bezirk gelegt; zwischen ihren Fugen fand sich eine Brosche mit dem Kreuzeszeichen. Die Germaneneinfälle, schließlich die Eroberung Triers durch die Franken, vollendeten die Zerstörung. In die Trümmer nisteten sich noch ein paar frühfränkische Häuser ein, die wegen ihrer großen Seltenheit von kulturgeschichtlichem Wert sind, aber im Mittelalter diente der ganze Bezirk als Steinbruch, und die Sohle eines im Hause des Mithräums gefundenen Kalkofens zeigt, wohin die Mehrzahl der Kultbilder gewandert ist.

Von den großen Römerbauten Triers sind bisher nur die Kaiserthermen gründlich untersucht und ausgegraben worden. Das Hauptverdienst daran gebührt D. Krencker, jetzt Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg⁵⁸). Da man nach der Wiederaufdeckung der großen Barbarathermen (seit 1877) bezweifelte, daß eine Stadt zwei so gewaltige Bäderanlagen

enthalten könne, galten die Kaiserthermen eine Zeitlang für einen Kaiserpalast, den der Franzose Boutron phantasievoll rekonstruiert hat. In der Tat hat der Bau in seiner dritten Periode (nach Konstantin), wohl unter dem Einfluß des badescheuen Christentums, als Herrscher- oder Legatenpalast gedient, und später wurde er zum Sitz eines fränkischen Grafen, dann eines Burggrafen. Aber die Ausgrabungen haben deutlich erwiesen, daß der ursprüngliche Bau des Diokletian und sein Umbau durch Konstantin eine großartige Bäderanlage war, die an Symmetrie und Schönheit mit den prachtvollsten Thermen in Rom, Nordafrika und Kleinasien wetteiferte. Ob er aber tatsächlich vollendet worden ist und dieser Bestimmung gedient hat, bleibt ungewiß. Jedenfalls gewährt er fesselnde Einblicke in den Luxus des römischen Badewesens und lehrreiche Aufschlüsse über den kunstvollen und komplizierten Thermenbau und seine raffinierte Fußboden- und Wandbeheizung. Wie stets ist den Bädern ein großer Säulenhof vorgelagert, der als Palästra diente; dann folgen in der Mittelachse Kaltbad, Warmbad und Schwitzbad, symmetrisch umgeben von Ankleideräumen und von kleinen Räumen zum Salben, Massieren und Ausruhen. Die ganze Anlage ähnelt derjenigen der freilich weit älteren Faustinathermen in Milet (s. Seite 84), allerdings mit einigen Unterschieden; so diente in Trier das Kaltbad (Frigidarium) durch seine Größe und Gliederung zu geselligem Verkehr und zu Vorträgen von Rednern. Von der prachtvollen Innenausstattung der hohen, gewölbten Säle, ihren mächtigen Säulen, ihren marmorverkleideten Wänden mit statuengeschmückten Nischen und ihren Mosaikfußböden sind bei den schweren Schicksalen des Gebäudes freilich nur dürftige Reste geblieben. Aber selbst in seinem trümmerhaften Zustande hat dies unverwüstliche römische Mauerwerk noch 1522 Franz von Sickingen und 1673 den Franzosen Trotz geboten.

Wie schon gesagt, wurden auch in Bonn Muttergottheiten verehrt: die Matres Aufaniae, deren Kult schon durch einen

Tempel in der Eifel bezeugt war. Als sein Mittelpunkt ergibt sich jetzt Bonn, das aus den Cannabae Bonenses, der Veteranen-, Kaufmanns- und Handwerkervorstadt des Römerlagers entstanden ist. Die Ausgrabungen unter dem romanischen Münster, die der Direktor des Bonner Provinzialmuseums Hans Lehner 1929 leitete, haben zwar noch keinen Tempel der aufanischen Mütter ans Licht gebracht, wohl aber fünfzig als Werkstücke verbaute Weihaltäre dieser und einiger anderer Gottheiten. Ihre Reliefbilder zeigen zum Teil drei Figuren. Zwei Frauen mit Früchten oder einem Kind im Schoß und mit riesigen, haubenartigen Mützen, denen der Schweizer Bäuerinnen ähnlich, sitzen zu beiden Seiten einer kleineren weiblichen Gestalt, die vielleicht ihre Schutzbefohlene ist; auch die Stifter sind teils mit Frau und Kindern auf den Reliefs abgebildet. Unter ihnen sind Zöllner, Kaufleute und andere Zivilpersonen aus der Lagervorstadt, meist aber Offiziere und Soldaten der I. Legion, in jener Zeit (um 250—300 n. Chr.) größtenteils romanisierte Einheimische, aber auch Griechen und Orientalen, die während eines Partherfeldzuges, an dem die Legion teilnahm, als Rekruten eingestellt waren. So zeigt sich selbst an diesen Kleinfunden die Weltenweite und das Völkergemisch des Römischen Reiches, aber auch das eigenartige Zusammenfließen der verschiedensten Religionsvorstellungen. Sieger blieb schließlich wie in Trier das Christentum, dessen Anfänge auch in Bonn noch deutlich erkennbar sind, denn die als Werkstücke verbaute Weihreliefs wurden in einem Gebäude gefunden, über dem sich das Bonner Münster erhebt, und dies Bauwerk war vermutlich die ursprüngliche Kirche, die nach der Legende von der Heiligen Helena, der Mutter des Kaisers Konstantin, zu Ehren der Heiligen Casius und Florentius und ihrer Gefährten erbaut worden ist. In der Tat befindet sich unter der Apsis des Münsters eine Gruft mit drei jetzt leeren Sarkophagen, und die alte Kirche, aus deren Fundamenten die Werkstücke stammen, steht auf einem großen spätrömischen und frühchristlichen Gräberfeld, in dem sich auch

ein paar merkwürdige Speisetische für den frühchristlichen Totenkult fanden, in dem der antike noch fortlebt, — die ersten, die in Deutschland entdeckt worden sind.

Von den Götterbezirken in Trier, Dieburg und Bonn führen uns die von Fr. Behn, dem Entdecker des Dieburger Mithrasheiligtums, seit 1929 durchgeführten Grabungen in Alzey zu einem anderen heiligen Bezirk, dessen Trümmer in einem spätrömischen Kastell verbaut waren, das der Kaiser Valentinian I. (364—375), der letzte, der in Trier residiert hat, erbauen ließ. Es sind über 80 große Bruchstücke von Altären, Reliefs, Säulen und Architekturteilen, vermutlich aus einer großen Kult- und Heilstätte des 2. Jahrhunderts n. Chr., wie das Weihrelief eines Tempels des uns schon bekannten Apollo Granus sowie des der Heilgöttin Sirona beweist. Am zahlreichsten aber sind Darstellungen des Herkules, der, wie schon gesagt, dem Donner gleichzusetzen ist. Doch es hat sich in Alzey auch eine Abart der schon genannten Jupitersäulen gefunden, eine auf hohem Sockel ragende Schuppensäule, auf deren Spitze indes nicht der Wilde Jäger reitet, sondern Jupiter thront, an der einen Seitenlehne ein Rad, das Symbol des einheimischen Sonnengottes. Dazu gesellen sich auch hier gallische Gottheiten, so der dem Vulkan gleichgesetzte Cerunnos, dessen Tierform der Hirsch ist.

Die Grabdenkmäler von Neumagen (Noviomagus) an der Mosel unterhalb von Trier führen uns aus dem religiösen und städtischen Leben aufs Land hinaus. Auch sie waren als Werkstücke in ein spätrömisches Kastell verbaut, in den Zeiten der Not nach dem großen Alemanneneinfall, wo man zu jedem Baumaterial griff und selbst die Trümmer von Heiligtümern und Gräbern nicht schonte, um der steigenden Germanenflut einen letzten Damm entgegenzusetzen. Sie waren freilich schon längst bekannt und in dem reichhaltigen Trierer Provinzialmuseum untergebracht, aber im Weltkriege durch eine französische Fliegerbombe teils zerstört und durcheinandergeworfen, dann nach Kassel in Sicherheit gebracht und in chaotischem Zustande

zurückgeschafft worden. Erst ihre sorgfältige Ergänzung und Neuordnung (vornehmlich durch den Kustos W. v. Massow vom Berliner Alten Museum) und genaue Einzelaufnahmen haben ihnen in weiteren Kreisen Beachtung verschafft, ihre Eigenart und ihren Kunstwert voll erschlossen, und so verdienen sie auch hier Erwähnung. Wie das berühmte spätrömische Grabmal der Secundinier bei Igel an der Mündung der Saar in die Mosel, das als weit sichtbare Reklame einer großen Tuchhandelsfirma noch jetzt in nächster Nähe des Flusses und der Römerstraße 23 m hoch aufragt, standen auch die Neumagener Denkmäler einst bunt bemalt (die Farbspuren sind erhalten) an den Landstraßen, deren Leben sie teils widerspiegeln: Maultiere, nach Art einer Troika mit einem Pferde zusammengespannt, vor einem Lastwagen oder einem Weinfuder mit Holzfaß.

Die Stilentwicklung dieser Grabmäler läßt sich von Hadrian bis zum Alemanneneinfall von 259 verfolgen. Wie die einheimischen Tempel haben sie eine ganz unrömische, hohe, schließlich fast gotische Form (wie das Grabmal von Igel): auf hohem Sockel eine Kapelle, aus der der Verstorbene und seine Gattin hervortreten. Reliefs am Sockel und Fries zeigen das Totenmahl und Tributzahlungen der Einheimischen an den römischen Grundherrn. Die Figuren und Szenen sind von scharfer, oft humorvoller Charakteristik. An den Seitenflächen sehen wir Bilder aus dem Familienleben der Verstorbenen. Die blonde Hausherrin sitzt im Korbstuhl an ihrem Putztisch, umgeben von ihren Mägden, die ihr einen Silberspiegel oder ein Parfümfläschchen reichen. Auf der Gegenseite kehrt der Hausherr zu Pferde von der Jagd heim, von Hunden umsprungen, einen Hasen als Jagdbeute hochhaltend. Andere Szenen zeigen die Herrschaft beim Mahle, die Männer nach römischer Art auf Speisebetten gelagert, die Frauen in Korbstühlen sitzend; daneben Mundschenke an einem Kredentzisch und ein Blick in die Küche. Eine charaktervolle Schulszene in einem vornehmen Hause ist bereits in die Kunstgeschichtsbücher übergegangen. Beim kleinen Manne

geht es schlichter her. Er und seine Frau sitzen in der Werkstatt auf Stühlen an einem Klapp Tisch, der nach der Mahlzeit wieder fortgeschafft wird. Die Frau bedeutet der Magd, dem Hausvater zuerst aufzutragen; ein Hund kommt bettelnd heran. Ein anderes Relief zeigt einen Kaufmann im Lederschurz beim Abwägen eines Warenballens auf einer Schnellwaage. Auf den Denkmälern von Weinhändlern türmen sich in steinerner Nachbildung Fässer oder Tonkrüge für Wein, mit Strohseilen umflochten, teils auf Moselschiffen, die hohe Schnäbel mit Tierköpfen nach Art der späteren Wikingerschiffe haben. Ein weinseliger Steuermann legt sein Ohr ahnungsvoll an den Bauch eines Fasses; ein anderer betet für gute Fahrt. Dieser ganz originale Stil mit seiner immer stärkeren heimischen Note, so ganz anders als die gleichzeitige römische Kunst des Ostens, nimmt bereits die Kunstübung des Mittelalters, ja des niederdeutschen Barocks voraus, und das macht die Neumagener Denkmäler nicht nur für die römische, sondern auch für unsere heimische Kunstgeschichte so wertvoll.

Von diesem Abglanz römischen Landlebens wenden wir uns den römischen Gutshöfen (*Villae rusticae*) zu. Sie sind im Mosel- und Rheingebiet, auch auf den Höhen der Eifel, sehr zahlreich, aber die meisten sind zu früh ausgegraben worden, zu einer Zeit, als die Bodenforschung noch in den Kinderschuhen steckte. So ist denn auch bis vor kurzem keiner dieser Gutshöfe systematisch untersucht worden, und selbst von der neuen musterhaften Ausgrabung eines großen Gutshofes bei Müngersdorf westlich von Köln durch Dr. F. Fremersdorf (für die römische Abteilung des Richartz-Wallraff-Museums in Köln) bleibt nur das wissenschaftliche Ergebnis übrig, denn dieser Gutshof, der bei der Anlage eines Sportparks entdeckt worden ist, wurde nach seiner gründlichen und sehr aufschlußreichen Untersuchung völlig zerstört.

Organische Durchbildung war auch bei den Gutshöfen der leitende Baugedanke, so gut wie bei den axial angelegten Thermen, den großen Militärlagern und den symmetrisch komponier-



35. Mengersdorf bei Köln, Römischer Gutshof, Rekonstruktion

ten Palästen, von deren Anlage wir weiter unten reden werden. Der Grundriß des Herrenhauses von Mengersdorf ist freilich recht verwickelt, aber nur, weil es 350 Jahre lang (von 50—400 n. Chr.) gestanden und nicht weniger als sechs Umbauten erfahren hat. An den ursprünglich einfachen, langgestreckten Bau von 50:20 m mit hohem Satteldach und zwei niedrigen Vorbauten an der einen Schmalseite wurde zunächst auf der östlichen Langseite, der Hoffront, eine kleine Veranda und ein Keller angebaut; dann, als Luxus und Bequemlichkeit zunahm, dehnte man die Veranda auf die ganze Längsseite aus und baute an die nördliche Schmalseite ein Schlafzimmer mit Fußbodenheizung, an die andere eine luxuriöse Badeeinrichtung von dem uns aus Trier bekannten Typ an; schließlich wurde der westlichen Langseite, der Parkfront, noch eine säulengetragene Wandelhalle vorgelegt. So erhielt das Gebäude ein immer monumentaleres Aussehen. Auch im Innern, das bis auf den großen durchgehenden Mittelsaal zweistöckig war, zeugen zahlreiche marmorne Wandplatten und Stuckreste mit flotter Bemalung von der Pracht der Ausstattung. Auf der Hofseite lag nahebei das Gesindehaus; in weiterem Abstand folgten vier Speicher und Scheunen, darunter ein zweistöckiger Kornspeicher (Silo) und eine offene Feldscheune. Mehrere tiefe Brunnen und eine sorgfältige Entwässerungsanlage, die in einen Ententeich führte, sorgten für frisches Wasser und Reinlichkeit. Den ganzen Bezirk umschloß eine Mauer, an die zwei Gräberfelder stoßen. Das eine besteht aus Brand-

gräbern des 1. und 2. Jahrhunderts mit allerlei Beigaben, das zweite ist ein spätrömisches Familienbegräbnis mit Steinsarkophagen, die zwar frühzeitig ausgeraubt worden sind, aber noch eigenartige Bronzegefäße, Schüsseln und Teller, schöne einheimische Glasgefäße und eine Kristallschale mit eingeschliffener Hasenjagd enthielten. In die Reste eines Totenmahles nach heidnischem Brauch mischt sich auch hier das Frühchristentum in Gestalt silberner Löffel mit der eingelegten Inschrift Deo Grätias. Um 400, beim Einbruch der Franken, flüchteten die Bewohner der Villa mit ihrer Habe und ließen nur landwirtschaftliche Geräte zurück, die für die römische Ackerwirtschaft aufschlußreich waren. Dann verfiel der Gutshof allmählich, denn die neuen fränkischen Herren wußten nichts damit anzufangen; sie benutzten nur die Steinplatten, ja selbst die Grabbeigaben des römischen Familiengrabes zu dem Reihengrabfriedhof, den sie dicht dabei anlegten. Später diente die Villa als Steinbruch, aber erst die Kölner von 1926 haben sie völlig zerstört.

Auch einige andere römische Gutshöfe sind neuerdings ausgegraben worden, ein kleiner bei Blankenheim, ein größerer bei Fließem, beide in der Eifel, und ein Landschloß ganz großen Stils bei Nennig an der oberen Mosel. Allen gemeinsam ist das schon betonte Streben nach symmetrischer Durchbildung des Baukörpers und nach monumentaler Wirkung, doch die Einzelheiten würden hier zu weit führen⁵⁹⁾. Ein Blick sei nur noch auf einen römischen Bauernhof geworfen, den der damalige Abteilungsleiter und jetzige Direktor des Bonner Provinzialmuseums, F. Oehlmann⁶⁰⁾, systematisch ausgegraben, dann aber wieder zugeschüttet hat, um ihn vor dem Los der Villa von Müngersdorf zu bewahren.

Wie die großen Gutshöfe, lagen auch die Bauerngehöfte nirgends in geschlossener Dorfsiedlung, sondern bald enger, bald weiter über das Land verstreut, wie man es noch heute in Westfalen und am Niederrhein findet. Außer den Städten gab es nur kleine bürgerliche gewerbliche Marktflecken (Vici) an den Land-

straßen. Der Bauernhof bei Mayen ist besonders wichtig dadurch, daß der Hauptbau auf einem vorrömischen gallischen Bauernhause errichtet ist, so daß sich hier die Entwicklung von der Latènezeit bis zum Ende des Römerreiches verfolgen läßt. Das gallische Haus war noch ein hölzerner Pfostenbau, ein einziger quadratischer Raum mit hohem Strohdach; auch die Wände waren mit Stroh überkleidet. Licht spendete nur die Tür und der Herd in der Mitte des Raumes. Das älteste römische Haus ist ebenfalls nur einräumig, aber schon in Stein mit Mörtel aufgeführt und von länglicher Form. Die schwachen Wände sind noch mit Pfosten durchschossen, die das Strohdach trugen. Unter dieser Dache hausten die Menschen noch mit dem Vieh zusammen, das nur durch eine Scherwand abgetrennt war, ähnlich wie noch heute im niederdeutschen Bauernhaus. An diese „Diele“ kristallisierten sich allmählich Nebenräume an, zunächst zwei Vorbauten, die durch eine Säulenloggia verbunden wurden, so daß auch hier eine Fassade wie bei der oben geschilderten Gutsvilla entstand. Zugleich wurde das ganze Gebäude in Stein erneuert, mit Schlitzfenstern und Ziegeldach versehen; das Vieh verschwand aus der Wohnhalle, und an einer der Schmalseiten entstand eine Badeanlage, der Maßstab für die Kultur der Bewohner eines Bauernhofes, erst in der Spätzeit durch ein Zimmer mit Fußbodenheizung ersetzt. Das Gehöft ging schließlich durch Brand zugrunde und bildete einen großen Schutthaufen in dem Walde, der die verödeten Ackerfluren nach dem Ende der Römerherrschaft überzog.

Vom römischen Stadt- und Landleben wenden wir uns schließlich dem militärischen zu. Der ungeheure, durch Warttürme und Kastelle verstärkte Grenzwall (Limes), der sich vom Rhein südlich Remagen, an Berghöhen und Flußläufe gelehnt, bis nach Kannstatt am Neckar, später bis nach Lorch in Württemberg zog, wo sich der Rhätische Limes bis zur Donau bei Kehlheim anschloß, steht heute in seinem Verlauf wie in seiner Baugeschichte fest, — dank der auf Th. Mommsens Anregung 1892

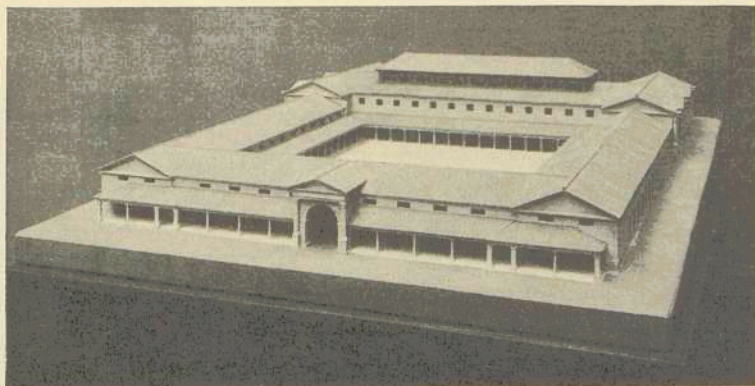
begründeten Reichs-Limeskommission, die zehn Jahre darauf mit der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt a. M. verbunden und dem Archäologischen Reichsinstitut angegliedert worden ist ⁶¹).

Ursprünglich war der Limes nur eine über Rhein und Donau vorgeschobene Reihe von kleinen Erdkastellen und hölzernen Warttürmen an der Grenzlinie nebst größeren hölzernen Wohn- und Streittürmen für kleine Besatzungen an den Einfallstraßen, die mit einem germanischen Lehnwort als Burgus bezeichnet wurden, tatsächlich aber einen uralten mittelländischen Bautyp darstellen, der bis auf die Nuragenburgen Sardinien zurückgeht. Weiter rückwärts lagen größere Kastelle, und die Hauptabwehrfront bildeten die Stromschraken des Rheins und der Donau, zugleich bequeme, parallel laufende Verbindungswege in jener straßenarmen Zeit. Die Hauptwaffenplätze lagen natürlich hinter diesen Strömen, an der Donau Augsburg (Augusta Vindelicorum), Regensburg (Castra Regina), Passau (Castrum Batava), Wien (Vindobona) usw., am Rhein vor allem Vetera (Birten) bei Xanten gegenüber der alten Lippemündung und Mainz (Moguntiacum) gegenüber der Mainmündung, beide zunächst als Ausfallstore gegen Germanien begründet, doch seit der Katastrophe der Varusschlacht, die den römischen Eroberungswillen lähmte, und seit dem Verzicht des Tiberius auf weitere Offensivpläne (Vorschiebung der Reichsgrenze bis zur Elbe) nur noch Hauptstützpunkte der Abwehrfront. Als Zwischenglieder entstanden Köln (Colonia Agrippina) und Bonn (Bona), am Unterrhein noch ein Standlager bei Nymwegen (Noviomagus) und am Oberrhein eins bei Straßburg (Argentoratum), während Trier, wie schon gesagt, als Haupttappenort diente. Fast alle diese Römerlager sind zu Keimzellen der ältesten deutschen Städte geworden.

Erst Hadrian versah den obergermanischen Limes mit durchlaufendem Palisadenzaun und schob die größeren Kastelle in die Grenzlinie vor, so die Saalburg im Taunus, die bekanntlich auf Veranlassung Kaiser Wilhelms II. wieder aufgebaut worden

ist. Unter Hadrians Nachfolgern wurde der Limes dann immer weiter ausgebaut. Die hölzernen Türme und Kastelle wurden, soweit dies noch nicht geschehen war, durch Steinbauten ersetzt, die Palisaden durch Wall und Graben verstärkt, am Rhätischen Limes sogar eine $2\frac{1}{2}$ m hohe, festgefügte Steinmauer errichtet, die die steinernen Türme miteinander verband — ein antikes Gegenstück zu der ungeheuren französischen Grenzbefestigung von heute, die mit deutschen Tributmilliarden erbaut worden ist. Trotz aller Befestigungskunst aber wurde der obergermanische Limes von den anstürmenden Chatten und Alemannen mehrfach durchbrochen und 260 n. Chr. endgültig überrannt. Die Folge war, daß auch der Rhätische Limes geräumt werden mußte. Damit wurden Rhein und Donau wieder zur Reichsgrenze wie vor dem Limesbau, und es begann die schon gekennzeichnete fieberhafte linksrheinische Bautätigkeit. Die alten Lagerstädte wurden stark befestigt und überall an den Römerstraßen entstanden Kastelle, zu denen man das Baumaterial nahm, wo es sich darbot. Die Porta Nigra in Trier und die Kastelle von Alzey und Neumagen haben uns schon Beispiele dafür geliefert.

Nach diesem Überblick wollen wir auf die Ausgrabung einiger Wehrbauten eingehen. Das große Standlager von Vetera, das einzige, das sich nicht in einer deutschen Stadt fortgepflanzt hat, weil es früh zerstört wurde, ist neuerdings von dem Bonner Museumsdirektor Hans Lehner entdeckt und ausgegraben worden⁶²⁾ und hat manche Überraschungen gebracht. Als Zweilegionenlager mit einem Umfang von fast 60 ha (930:636 m) steht es einzig da. Es war nur mit Palisadenwall und Graben bewehrt, aber im Schnittpunkt der beiden Hauptlagerstraßen erhoben sich stattliche Steinbauten aus der Zeit des Claudius und Nero. Genau in der Mitte lag das Prätorium, die Lagerkommandantur. Um einen großen quadratischen Innenhof, den eine Säulenhalle umzog, schloß sich auf drei Seiten eine Doppelreihe von Zimmern, die als Waffenkammern, Gerichtszimmer usw. dienten. Auf der vierten Seite ragte eine hohe, von 28 korinthischen



36. Vetera, Prätorium, Rekonstruktion

Säulen getragene Halle, die wohl für Versammlungszwecke bestimmt war. An sie stießen rechts und links die Fahnenheiligtümer der beiden Legionen an. Dahinter zog sich eine weitere Reihe von Räumen hin, die die Büros, die Archive usw. enthielten. Jenseits der Lagerstraße folgte ein größeres Gebäude, nach seiner Bauart zu schließen ein Lazarett. Westlich erhob sich eine palastartige Villa, die dem Prätorium ihre Säulenfront zukehrt, die Wohnung des einen der beiden Legaten. Die Hauptachse zeigt das übliche Schema des altrömischen Privathauses (vgl. Pompeji), aber dahinter lag ein großer Garten in Form einer Rennbahn mit abgerundeten Ecken, von einer Säulenhalle umschlossen, und seitlich gliedern sich an die Hauptachse andere große Räume mit Lichthöfen an. Östlich des Prätoriums aber wiederholen sich in einem entsprechenden, noch nicht ganz freigelegten Bau alle Merkmale einer Palastanlage einschließlich des großen hippodromartigen Gartens mit abgerundeten Ecken und umlaufender Säulenhalle — offenbar des Palast des zweiten Legaten, der mit dem ersten wohl im Oberbefehl gewechselt hat. Diese fürstlichen Anlagen inmitten eines Heerlagers an der äußersten Reichsgrenze sind überraschend. Sie entsprechen in

ihrer streng axialen Durchbildung hellenistischer Vorgänger (Pergamenische Herrscherpaläste) den Kaiserpalästen auf dem Palatin und nehmen sogar das sogenannte Hippodrom im Domitianspalst vorweg, liefern also einen wertvollen Beitrag zur Baugeschichte der frühen Kaiserzeit.

Nördlich von ihnen, jenseits der Lagerstraße, sind noch mehrere kleinere Villen in der Art der Peristyl-Wohnhäuser entdeckt worden, die stets zu dritt zusammenliegen, wahrscheinlich die Häuser der Staboffiziere (Tribunen), von denen jede Legion sechs hatte. Die höheren Offiziere lebten in diesem Lager also auf großem Friedensfuß; ja es sieht, wie Lehner betont, fast so aus, als hätten die Legaten Vetera lediglich als Sommerfrische benutzt, um es im Winter dem Lagerkommandanten zu überlassen und selbst in Köln oder anderswo behaglich zu leben. Den Einfluß der bürgerlichen Stadtkultur auf das damalige Militärleben zeigen aber auch die Ladenreihen an der Hauptlagerstraße, die Straßenportiken und andere unmilitärische Anlagen, die sich in der Vorstadt zwischen dem Lager und dem Alten Rhein fortsetzten. Die Folge dieses Wohllebens und der ungenügenden Befestigung war, daß das Lager samt der Vorstadt in dem großen Bataveraufstande von 70 n. Chr. unterging. Später ward es von dieser Stätte der Schmach fortgelegt, wohin, ist noch nicht festgestellt, aber nach dem Zeugnis des Tacitus beherzigte man die üble Erfahrung und umgab die Standlager fortan mit steinernen Befestigungen.

Für uns Deutsche besitzt die Gegend noch einen anderen Reiz, denn in ihr ist die Siegfriedsage lokalisiert worden. Aus Xanten stammt Siegfried selbst; sein Mörder, Hagen von Tronje, der „Trojaner“, hat seinen Namen von der unweit nördlich angelegten Militärkolonie Trajans, der Colonia Trajana, und eine andere Gestalt des Nibelungenliedes, der Spielmann Volker, stammt aus Alzey, dessen Römerbauten schon erwähnt sind, und unweit von Alzey liegt Worms, die Hauptstadt des zu Beginn des 5. Jahrhunderts entstandenen und durch den Hunnen-

sturm fortgefügten Burgunderreichs, dessen Schicksal den geschichtlichen Kern des Nibelungenliedes bildet. Es ist kein Zufall, daß auf diesem Boden, wo jahrhundertlang die engste Berührung zwischen Römern und Germanen stattfand und den letzteren unzählige Kulturgüter vermittelt wurden, auch das größte deutsche Epos entstanden ist.

Wenn das Lager von Vetera uns in die Anfänge der Römerherrschaft in Deutschland führte, so bringt uns die Ausgrabung zweier anderer Wehrbauten am Rhein und an der Donau ihren letzten Zeiten näher, wo das Bollwerk des Limes bereits gefallen war und beide Ströme wieder die natürliche Reichsgrenze bildeten. Die Lücke zwischen ihrem Oberlaufe war jedoch nur durch große Truppenmassen zu halten und erschwerte die Verbindung zwischen den beiden Kaiserstädten Trier und Konstantinopel, die nur auf dem Umweg über Basel (Basilea) und den Bodensee möglich war. Um diese Verbindung zu verkürzen und zugleich eine günstigere strategische Grenze zu schaffen, ließ der Kaiser Valentinian I. (364—375), der auch das schon genannte Kastell von Altrip erbaut hat, im Jahre 368 bei Altrip südlich Ludwigsburg gegenüber der ehemaligen Mündung des Neckars in den Rhein einen starken Waffenplatz anlegen, der als Offensivbasis für einen Feldzug und zugleich als Hafen für die Rheinflotte dienen sollte. Der römische Name *alta ripa* (Hochufer) haftet noch an der heutigen Ortsbezeichnung. Der jetzige Direktor der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt a. M., G. Bersu, hat dies Kastell mit Unterstützung des Deutschen Archäologischen Instituts und des Pfälzischen Museums in Speyer ausgegraben⁶³). Es hat die bisher unbekannt Form eines halben Sechsecks, dessen Längsseite (132 m) dem Rhein zugekehrt war, der es auf zwei Seiten umfließt; im übrigen war es durch einen weit vorgeschobenen Graben geschützt, und seine Mauern waren so stark, daß sie durch Belagerungsgeschütze nicht erschüttert werden konnten. Zudem hielt der weit vorgeschobene Graben die Belagerer im Schußfeld der Wurfgeschütze

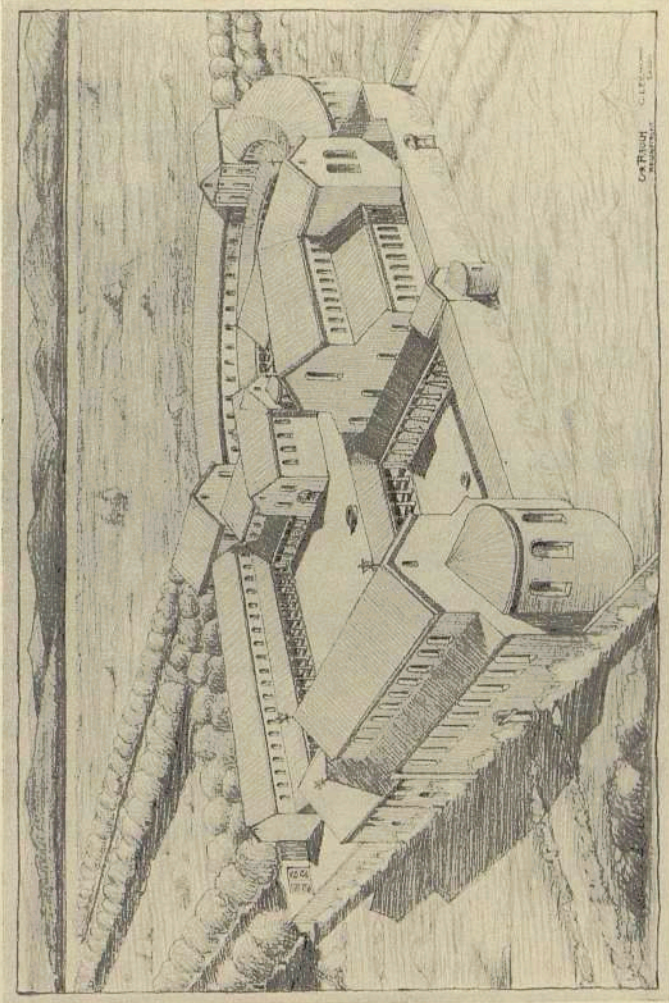
und Handwaffen der mächtigen, zweistöckigen Wehrtürme fest, die an den Mauerecken und in der Mitte der Hauptfront vorsprangen. Der Mauerzug selbst war doppelt, mit starken Quermauern; dazwischen lagen die Kasematten und Vorratsspeicher. Gegenüber dieser raffinierten Anlage wirken die alten Limeskastelle (wie die Saalburg) primitiv. Aber der Kampfwert der römischen Truppen hatte sich inzwischen verschlechtert, und die Germanen hatten von der römischen Kriegskunst gelernt. Doch auch diese letzte römische Kraftanstrengung am Rhein war umsonst. Valentinian fiel im Felde gegen die Quaden, und sein Bruder Valens, der im Osten regierte, erlag 378 den Westgoten in der verhängnisvollen Schlacht bei Adrianopel, die die Völkerwanderung einleitete. Schon 410, als Alarich Italien verheerte und am Rhein das Burgunderreich entstand, wurden die letzten römischen Truppen von der Rheinfront weggezogen.

Der Zusammenbruch der römischen Donaufont läßt sich jetzt durch eine zweite Ausgrabung auf das Jahr 380 datieren. Es ist eine Befestigung an der Donau selbst, bei Grundremmingen, zwischen Iller- und Lechmündung, die von 300 bis 380 bestanden hat und einen bisher in Deutschland unbekanntem Typ zeigt, den sog. Centenarius, der die Mitte zwischen dem Kastell und dem Streitturm (Burgus) hält. Das längliche Viereck mit je einem Torzwinger an den Schmalseiten bot gerade Raum genug für den Einbau zweier Kasernenräume, zwischen denen ein Mittelgang freiblieb. In der einen Ecke lag ein besseres Gebäude mit Fußbodenheizung, die Wohnung des Hauptmanns. Die Befestigung erlag dem Ansturm der Alemannen, deren Topfscherben sich in ihr gefunden haben.

Jahrhunderte währte es, bis aus dem Chaos der Völkerwanderung wieder feste Verhältnisse entstanden und die Franken als Erben der Römer ein neues Weltreich aufrichteten, das aber alsbald wieder zerfiel. Karl der Große, der sich im Jahre 800 in Rom zum Kaiser krönen ließ, ist nicht nur als Organisator, sondern auch als Bauherr in die Fußstapfen der Römer getreten.

Dafür zeugt u. a. eine Reihe von Kaiserpfalzen, deren bedeutendste, die von Ingelheim am Rhein, kurz vor dem Weltkrieg von Professor Ch. Rauch in Gießen ausgegraben und rekonstruiert worden ist⁶⁴), denn außer der von Friedrich Barbarossa romanisch erneuerten Kirche sind fast nur die Grundmauern unter der späteren Überbauung übrig geblieben. Es war ein Riesenbau, über einer älteren, kleineren Königsvilla errichtet; die eigentliche Pfalz hatte einen Flächenraum von über 13000 qm, der anstoßende Wirtschaftshof einen solchen von 23000 qm. Zwei ältere fränkische Pfalzen, bei Quiercy an der Oise und in Samoussy, die aus römischen Gutshöfen hervorgegangen und während des Weltkrieges von deutscher Hand ausgegraben sind, bilden die lehrreichen Vorstufen dazu⁶⁵).

Im Gegensatz zu ihrer unregelmäßigen Anlage zeigt die Pfalz von Ingelheim eine monumentale Zusammenfassung und Durchbildung nach römischem Bauprinzip. Die vom Rhein kommende Straße mündete vor einem Triumphtor mit drei gewölbten Eingängen in der Mitte der Hauptfront. Von hier gelangte man rechts zum Königssaal, dem Sitz der Reichsversammlung, in dem eine Apsis mit dem erhöhten Thronstuhlsitz des Herrschers ausprang. Gegenüber lag die Kirche, in der die Bischofssynoden tagten. Beide Bauten waren durch einen quadratischen Säulenhof verbunden und zugleich von der linken Hälfte des Baukomplexes geschieden, in der sich das Wohngebäude, die Räume für den Hofhalt, die Beamten, die Gäste und die Besatzung um einen zweiten Säulenhof legten. Ein riesiges Halbrund, an das des Trajansforums in Rom erinnernd, schloß die ganze Anlage nach rückwärts ab. In seiner Mitte öffnete sich ein Portal zu der Straße nach Mainz. So ist dieser Mittelpunkt des fränkischen Weltreiches eine letzte glänzende Nachblüte der römischen Kaiserzeit, aber zugleich ein „Neuerlebnis der Geschichte unserer Vergangenheit“ und eine Vorwegnahme frühromanischer Monumentalbauten, und die sogenannte karolingische Renaissance der Antike hat die ottonische vorbereitet.



37. Ingelheim, Kaiserpfalz Karls des Großen, Rekonstruktion

5. Vor- und frühgeschichtliche Ausgrabungen in Deutschland

Auch die nichtrömische Bodenforschung in Deutschland ist ein Kind der klassischen Archäologie. Sie ist erst mit der Limesforschung (seit 1892), die ihren Anstoß von der römischen Altertumswissenschaft (Mommsen) erhielt, in geregelte wissenschaftliche Bahnen gekommen, nachdem sie nur allzulange ein Dilettantenvergnügen gewesen war. Und doch war es vielleicht gut so, denn wie schon früher gesagt, hat die Archäologie erst an den Steindenkmälern des Südens die verfeinerten Methoden erarbeitet, mit denen auch den nordischen Bodenfunden beizukommen war. Aber die römische und die nordische Archäologie hängen nicht nur zeitlich und methodologisch aufs engste zusammen, sondern auch stofflich. Gerade die Limesforschung hat zuerst die eigenartige Verflechtung römischer und germanischer Elemente offenbart, die für die Geschichte der folgenden Zeiten auf den verschiedensten Gebieten kennzeichnend ist.

So war der Bau großer Landwehren den Römern ursprünglich fremd, den Germanen dagegen wohlbekannt: Germanicus hat seine letzte Schlacht (16 n. Chr.) am Grenzwall der Angrivaren (Engern) geschlagen, dessen Reste Carl Schuchhardt 1927 wieder aufgefunden hat. Die Römer lernten den Grenzwallbau also erst im Kampfe mit ihren Gegnern kennen, wandten deren eigne Kriegsmittel gegen sie, und ebenso steht es mit dem Pfostenbau ihrer Lagerwälle (statt des Blockbaus aus liegenden Hölzern) und mit dem Legen von Moorbrücken (Pontes longi), die unsere Truppen ja noch im Weltkrieg in Rußland bauen mußten. Umgekehrt hat sich eine Reihe römischer Befestigungs-

bauten durch das ganze Mittelalter fortgepflanzt und zu neuen Bauformen geführt⁶⁶).

Erwähnt wurden bereits die sogenannten Burgi, die die Römer an den Einfallstraßen ihres Limes erbauten, große quadratische Wohn- und Streittürme, die nur auf Leitern durch eine Öffnung im Obergeschoß zugänglich waren und deren Ahnenreihe bis auf die vorgeschichtlichen Nuragenburgen Sardinien zurückreicht. Dieser Typ pflanzt sich im Mittelalter in verschiedenen, immer großartigeren Formen fort: in den riesigen italienischen Feudaltürmen (Rom, Bologna, San Gimignano) wie in den mehrgeschossigen Wohn- und Streittürmen von Regensburg, in den normännischen Erobererburgen Nordfrankreichs und Englands (als *motte* oder *moated mount* bezeichnet), wo er sein gewaltigstes Ausmaß im Londoner Tower und in der 1789 zerstörten Pariser Bastille erreicht, wie in den Normannenburgen Siziliens und Süditaliens und ihren Nachfolgerinnen, den Hohenstaufenburgen (Adernò, Tremoli, Lucera), aber auch in den Kreuzfahrerburgen des Orients und in den Ordensburgen Ostelbiens, wo er seine höchste Blüte im Hochschloß der Marienburg erreicht hat. Im übrigen Deutschland, wo man keine Erobererburgen baute, kommt er nur vereinzelt vor, wie schon gesagt in Regensburg, oder auf dem Königsberg bei Pirmont und in dem einst deutschen Eger, wo der mächtige Basalturm auf dem Burgberg (gleichfalls nur durch Leitern im Oberstock zugänglich) dem ältesten Bestandteil der späteren Kaiserpfalz bildet.

Wo diese Türme mit Wall und Graben umgeben wurden, verbindet sich mit ihnen eine andere Befestigungsart, die gleichfalls auf die Römer zurückgeht, und zwar auf ihren rechteckigen Lagerbau und auf die umwallten römisch-gallischen Gutshöfe. Als Erben und Fortsetzer der römischen Überlieferungen haben ihn die Franken zuerst aufgenommen; es ist der Königshof (*Curtis Regia*), der in den Sachsenkriegen Karls des Großen eine wichtige Rolle spielt, auch mit dem nordischen Lehnwort

Tunimus bezeichnet, in dem unser Wort „Zaun“ und das englische „Town“, aber auch das in vielen gallischen Ortsnamen vorkommende Dunum (z. B. Verdun) steckt, weshalb, werden wir so gleich sehen. Dieser Königshof war also ein mit Wall und Graben umgebenes Geviert, zuweilen mit abgerundeten Ecken; auf der Wallkrone erhob sich ein Palisadenzaun oder eine dichte Dornenhecke, bisweilen auch (Heisterburg) eine kalkverbundene Steinmauer. Karl legte diese Königshöfe zuerst am Fuße der von ihm gebrochenen sächsischen Volksburgen an, dann aber auch auf Bergkuppen an den Straßen, die ins Sachsenland führten, als Stützpunkte für die Unterkunft und Verpflegung seiner Heere, die in vorgeschobenen Verschanzungen lagerten. Einer von ihnen, die Heisterburg auf dem Deister, mißt 100 : 100 m im Geviert und konnte mit seinen großen Vorschancen eine erhebliche Truppenzahl bergen. Gegen 40 von ihnen sind bekannt und zum Teil untersucht; sie waren teils die Keimzellen der ältesten Klöster und Bistümer (zuerst Korwey bei Höxter) und der ältesten deutschen Städte, die nicht aus Römerlagern und -siedlungen entstanden sind, so Kassel, Paderborn, Münster, Osnabrück und Hildesheim, sogar Verden und Bremen. In Stein übersetzt, zeigt die Marienburg die Verbindung von Burgus und Königshof in letzter und großartigster Form: das Hochschloß, wie schon gesagt, als Burgus, das Mittelschloß als Curtis Regia, das Unterschloß als Vorschanze. Hätten die Römer bei ihren Eroberungsversuchen Germaniens die gleiche Vorsicht gebraucht wie Karl der Große gegen die Sachsen, sie hätten vermutlich den gleichen Erfolg gehabt wie er, und der ganze Verlauf der Weltgeschichte wäre ein anderer geworden. Da sie aber nur aus ihren Lagern am Rhein und an der Lippe (Aliso-Haltern) vorstießen und einen ungeheuren, lästigen Troß mitschleppten, erging es ihnen ähnlich wie Napoleon in Rußland: sie stießen ins Leere und mußten wieder zurück.

Auch in einer andern Befestigung Karls des Großen lebt der römische Lagerbau fort: es ist das von Carl Schuchhardt aus-

gegrabene Kastell auf dem Höhbeck bei Lenzen an der Unterelbe, das Karl 789 auf seinem Zuge gegen die Wenden erbaut hat, ein Geviert von 170 : 100 m, übrigens die einzige seiner Befestigungen, die noch erhalten ist. Merkwürdigerweise ist ihr mächtiger Holz- und Erdwall kein Pfostenbau, sondern ein gallorömischer Blockbau.

Auch von den sächsischen Volksburgen, die Karl der Große brach, ist eine Anzahl festgestellt und untersucht worden, so die 772 eroberte Eresburg an der Diemel, die jetzige Stadt Obermarsberg, die mit ihrem Umfang von 900 : 350 m eine Besatzung von 10000 Mann bergen konnte, und die Wittekindsburg an der Porta Westphalica bei Minden, die durch ihren Torzwinger beachtlich ist. Alle gehören im Gegensatz zu der rechtwinkligen römisch-fränkischen Befestigungsweise dem uralten nordischen Typ an, der sich durch seine unregelmäßige, dem Gelände angepaßte Form kennzeichnet. Dieser Typ begegnet uns in den verschiedensten Ländern und Zeiten und aus den verschiedensten Baustoffen. Wir sahen ihn bereits in den achäischen Königsburgen von Orchomenos, Tiryns und Mykenae mit ihren polygonalen Zyklopenmauern, und wir werden ihn wiederfinden in den märkischen und Lausitzer Fluchtburgen mit ihren Holz- und Erdwällen, in den keltischen Festungen in Thüringen und am Rhein wie in den germanischen Volksburgen gegen die Römer mit ihren mauerartigen Steinschichtungen. Auf dem Weg über die Sachsenburgen haben sie sich schließlich in die steinernen Dynastienburgen des Mittelalters umgesetzt, die nicht dem fränkisch-normannischen Typ folgen. Eine kleine Abart sind auch die zahlreichen „Rundlinge“ im Sachsenland östlich der Weser, die Sitze sächsischer Gaugrafen, kleine Rundwälle aus Holz und Erde, bisweilen mit einer inneren gepflasterten Ringstraße, an die die Häuser dicht herantreten. Diesen Typ haben die Slawen bei ihren zahlreichen Befestigungen gegen die Deutschen übernommen, von denen manche den Kern späterer ostdeutscher Städte mit ihren wohlbekanntem Ringstraßen gebildet haben.

Sehen wir uns einige jener germanischen Burgen der Vorzeit näher an, und zwar solche, die neuerdings ausgegraben worden sind. Die größte von ihnen ist der Lossower Burgwall bei Frankfurt a. O., der seit 1927 von W. Unverzagt, dem Direktor des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte, untersucht wird⁶⁷). Seine viereckige Anlage scheint dem eben geschilderten Typ freilich zu widersprechen, aber die Natur selbst schuf diese Wallburg: auf der Frontseite das bis zu 40 m senkrecht abstürzende Flußufer, die malerische „steile Wand“, in der einen Flanke ein tief eingeschnittenes sumpfiges Bachtal, in der andern eine flachere Bachmulde. Hier und auf der Rückseite brauchte die Naturfestung also nur durch Aufwerfen von Wällen geschlossen zu werden. Ihre Höhe ist noch jetzt bedeutend, obwohl die — vermutlich mit Holz verschalten — Wallkronen durch Regen und Beackerung stark abgeflacht sind. Stellenweise ist noch ein Wallabsatz (Berme) zu sehen, der vermutlich mit Palisaden gespickt war. Durch das Aufwerfen der Erdmassen entstand vor dem Wall auch ein Graben. Da der sandige Boden jedoch wenig standfest war, versteifte man die Wallkerne durch ein Verfahren, das an die moderne Betontechnik gemahnt. Die Erde wurde in Kästen aus starken Bohlen gestampft, die man neben- und übereinander setzte. Nach innen wurde noch eine Reihe starker Bohlen wie die Zähne eines Riesenkamms vorgelegt, das Ganze mit Schlick aus der Oder überzogen, der zu einer harten Decke erstarrte.

Die Burg stammt aus der späten Bronzezeit und der frühen Eisenzeit (1000—500 v. Chr.); sie entstand also zwischen dem Trojanischen Krieg und der sagenhaften Gründung Roms. Zahllose Pfostenreste zeugen von langer und dichter Besiedlung. Sie beherrschte den Übergang über die Oder, deren Ufer hier dicht zusammenrücken, war daher militärisch wie für den Handelsverkehr gleich wichtig. Seit dem Mittelalter hat Frankfurt ihre Rolle übernommen, und am andern Ufer liegen die Schlachtfelder von Zorndorf und Kunersdorf. Wir stehen hier also in einer

historischen Landschaft großen Stils, die schon in der Bronzezeit bedeutungsvoll gewesen ist.

Im Laufe der Zeit scheint die Besetzung der Burg überflüssig geworden zu sein, denn sie hat schließlich nur noch als Kultstätte gedient. Dafür zeugen etwa 40 aufgefundene Opfergruben, brunnenartige Schächte, die mit gestampfter Erde sorgfältig verschlossen waren und Menschen- wie Tierknochen enthielten. Durch Tacitus sind uns ja Menschenopfer, jedenfalls von Kriegsgefangenen, bei den Germanen bezeugt; hier haben wir den materiellen Beweis dafür. Möglicherweise war diese Kultstätte das von Tacitus erwähnte Nationalheiligtum der Semnonen, das man u. a. auch auf den Müggelbergen bei Berlin gesucht hat, wo Direktor Kiekebusch vom Berliner Märkischen Museum neuerdings ein großes nordisches Haus der späten Bronzezeit entdeckt hat, das jedenfalls zu Kultzwecken gedient hat, denn auf dieser wasserlosen Höhe ist an eine Wohnsiedlung nicht zu denken.

Über tausend Jahre hat der Lossower Burgwall leer gestanden. Erst als die Wenden in die während der Völkerwanderung verlassenen alten Semnonensitze einzogen, haben sie auch diese Burg zum zweiten Male (von 700 bis 1100 n. Chr.) benutzt, und zwar in Verbindung mit anderen kleineren Befestigungen, die weiter nördlich und südlich am rechten Oderufer gefunden wurden, — also wieder mit der Front gegen Osten, diesmal gegen ihre machthungrigen polnischen Nachbarn, die die Burg schließlich mit Feuer zerstört haben. Nur in eine Ecke des Burgwalles hat sich noch eine kleine, sehr feste, unterkellerte wendische Herrenburg eingenistet die aber gleichfalls zerstört worden ist, jedenfalls von den deutschen Rükeroberern des alten Semnonenlandes, die der Wendenherrschaft ein Ende machten.

Dieser Burgwall sowie eine andere Befestigung auf dem „Heiligen Stadtberg“ bei Stettin, also gleichfalls zur Beherrschung des Flußüberganges angelegt, sind die einzigen, in diesen Gegenden entdeckten. Dagegen beginnt mit der sogenannten Römer-

schanze bei Nedlitz (Potsdam) ein ganzes Befestigungssystem, das sich durch die Lausitz zum Erzgebirge und von da bis Breslau hinzieht, also gegen Thüringen und Böhmen gerichtet war. In Böhmen saßen damals die keltischen Bojer, die ihm seinen Namen (Bojohämum, Bojerheim) gaben, eine der zahlreichen keltischen Völkerschaften, die das ganze Main- und Donaugebiet bis zum Thüringer Wald innehatten und für die Germanen zu bedrohlichen Nachbarn wurden, als sie — dank den Eisenlagern der Ostalpen — von der Bronze- zur Eisenkultur übergingen. Damals erblühte ein mächtiges keltisches Gemeinwesen vom Rhein bis nach Österreich und vom Thüringer Wald bis zu den Alpen, dessen Bevölkerungsüberschuß sich in jahrhundertelangen Wanderzügen durch ganz Europa ergoß, im Westen nach Gallien und von da nach Spanien und den britischen Inseln, im Süden über die Alpen nach Oberitalien (Gallia cisalpina), ja bis vor die Tore Roms (um 380 v. Chr.), im Osten donauabwärts nach dem Balkan (um 280 v. Chr. bis Delphi), ja bis nach Kleinasien, wo die Gallier das Königreich Pergamon bedrohten, aber von den Königen Attalos I. und Eumenes II. besiegt und nach Galatien zurückgeworfen wurden. Diese Siege der Pergamener über die nordischen Eindringlinge verherrlichten die bekannten Denkmäler der sterbenden Gallier, Weihgeschenke des Attalos, und wie schon (S. 72) gesagt, die gallischen Trophäen auf der Brüstung der Eingangshalle des Athenaheiligtums, schließlich in mythologischer Form die Gigantomachie des Großen Altars.

Welches militärisch-politische Übergewicht das Eisen den Galliern über die Germanen geben mußte, wird klar, wenn man im Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte die prachtvollen Brustpanzer, Helme und Schwerter der Hallstattzeit betrachtet. Aber auch kulturell machte sich ihr Übergewicht fühlbar. Wenn die hochentwickelte Lausitzer Kultur der Bronzezeit noch ganz eigenwüchsig gewesen war, so steht die der Hallstatt- und Latènezeit ersichtlich unter keltischem Einfluß.

In dem sogenannten Königsgrab bei Seddin (Priegnitz) fanden sich Importstücke der keltischen Villanovakultur Oberitaliens, und der prachtvolle Goldfund von Eberswalde (gleichfalls in dem genannten Museum) zeigt, daß die Edeling an der Finow den keltischen Großen in Prachtliebe nacheiferten. Durch den oben skizzierten Burgenbau wahrten sich die Germanen in der Mark wenigstens ihre politische Selbständigkeit, und in dem Maße, wie sie selbst zur Eisenkultur übergingen, wurden sie ihnen auch militärisch ebenbürtig und verdrängten sie schließlich aus Deutschland. An den Unterrhein und nach Belgien sind germanische Völker nach dem Ausgrabungsbefund schon im 7. Jahrhundert v. Chr. gelangt, nach Köln im 5., schließlich im 4. und 3. Jahrhundert nach Trier, wo wir ihnen ja schon begegnet sind, und die Sperrketten von keltischen Grenzfestungen im Siegerland und im Taunus beweisen den weiteren Rückzug der Kelten. Die Keltenburg bei Rittershausen wurde im 4. Jahrhundert durch Brand zerstört, und der neuerdings ausgegrabene Heunstein bei Dillenburg war bereits rein germanisch besiedelt, aber seine Befestigung folgte dem keltischen Vorbild, das wir auf der Steinsburg in Thüringen näher betrachten werden und das noch bis in die Römerzeit nachwirken sollte. Nur hier und in Böhmen haben sich die Kelten noch bis zum 1. Jahrhundert v. Chr. gehalten, aber schließlich mußten sie, in der linken Flanke umgangen, auch diese Gebiete räumen, und den Rest ihres Landes, das Gebiet südlich der Donau, unterwarf Augustus 15 v. Chr. mit einem Schlage. In der Folgezeit finden wir die germanischen Hermunduren (Thüringer) als friedliche Nachbarn der Römer an der Donaufront.

Von der oben skizzierten Kette germanischer „Sperrforts“ gegen die Kelten sind 17 bekannt, mehrere untersucht und ausgegraben, so die schon genannte „Römerschanze“ bei Nedlitz und der „Baalshebbel“ bei Guben (beide durch den Altmeister Carl Schuchhardt) sowie die „Heidenschanze“ bei Ostro (Kamenz), wogegen die größte von ihnen, der Schloßberg bei Burg

im Spreewald, leider durch den Bau der Spreewaldbahn blindlings zerstört wurde — ein Gegenstück zu dem Schwabenstreich von Müngersdorf bei Köln (s. S. 122).

Die Römerschanze bei Nedlitz, 1908 ausgegraben, aber dann wieder zugeschüttet, um sie vor Zerstörung zu bewahren, war stark besiedelt, diente aber nur als Fluchtburg im Kriege. Im Frieden wohnte in ihr nur ein Burgvogt mit seinen Leuten, ähnlich wie später in den karolingischen Königshöfen. Sie ist geschickt inmitten eines verwickelten Seengeländes angelegt; ihre Front nach dem Lehnitzsee stürzt senkrecht ab; auf der Rückseite zieht sich ein nasses Bruch hin. Mehrere Vorgräben ziehen sich um den starken Wall, dessen mit Holz versteifte Krone einmal durch Feuer zerstört und dann erneuert worden ist. Aus dem Pfostengewirr in seinem Innern hebt sich ein freier Platz mit dem Grundriß eines größeren Hauses (13 : 6,5 m) heraus, das aus seinen Resten rekonstruiert werden konnte. Seine Wände bestanden aus lehmverputztem Flechtwerk zwischen eingerammten Pfosten; die Abdrücke des Flechtwerks haben sich in den Lehmresten erhalten. Das Haus zerfiel in einen nach außen offenen Vorraum mit einer Mittelstütze im Eingang und in einen Hauptraum mit dem Steinherd in der Mitte und offenem Dachstuhl. Dieser Bauart entspricht das Haus des Odysseus bei Homer und — in Stein übersetzt — das Herrenhaus der mykenischen Burgen, aus dem sich dann der griechische Tempel entwickelt hat (s. S. 80). Hier haben wir also den Urtypus vor uns, denn er läßt sich in Norddeutschland bis in die jüngere Steinzeit zurückverfolgen.

Besser erhalten und klarer im Grundriß sind die Gebäude in dem nach dem Krieg ausgegrabenen Baalshebbel bei Guben, der ebenfalls sehr geschickt zwischen Bachläufen auf einer Anhöhe angelegt ist. Diese Burg (100 : 80 m im Durchmesser) zeigt die gleichen Gebäude im Megarontyp, um eine Ringstraße gelagert. Doppelt so groß ist die Heidenschanze bei Ostro, die schon vor dem Krieg ausgegraben wurde. Der doppelte Wall und



38. S. g. Römerschanze bei Nedlitz (Potsdam). Germanisches Haus, Rekonstruktion

sein Blockbau aus kreuz und quer gelegten Eichenstämmen mit Erdschüttung und die Steinsetzungen an den Toren weichen jedoch von der germanischen Befestigungsweise ab; sie erinnern an die der Keltenfestung Bibracte, wie Caesar sie schildert. Auch hier also, wie später auf dem Heunstein, haben die Germanen sich die Befestigungskunst ihrer keltischen Gegner zum Vorbild genommen. Germanischem Brauche, wie er von Tacitus bezeugt ist, entsprechen dagegen die kleinen, in den Wall eingebauten Getreidemagazine, mit Lehm verstrichene Kammern aus Holz und Stein, in denen Krüge mit Gerste, Weizen, Hirse, etwas Roggen und Zwergbohnen standen, sämtlich in geröstetem Zustand⁶⁸). Außerdem fanden sich Knochen unserer heutigen Haustiere Schaf, Rind, Ziege und Schwein.

Alle diese Fluchtburgen sind später von den Wenden wieder benutzt worden. Zum Glück besitzen wir aber auch eine unverfälschte Urkunde unserer heimischen Vorzeit in dem bronzezeitlichen Dorfe von Buch bei Berlin (um 1000 v. Chr.), das der schon genannte Direktor Kieckebusch vor dem Weltkrieg ausgegraben hat⁶⁹). Diese Dorfsiedlung, die einzige bisher genau erforschte germanische aus so früher Zeit, lag auf einer sandigen, trockenen Anhöhe zwischen Bruchwäldern und Sumpfniederungen, war also, außer bei strengem Frost, schwer zugänglich. Aus einem Gewirr von Hausgrundrissen, das für lange Besiedlung zeugt, hebt sich eine Flucht von acht gleich großen Hütten heraus, die offenbar einer Sippe gehörten, ungefähr wie Homer den „Palast“ des Hektor in Troja beschreibt. An sie stößt ein großes Gebäude von 67 qm Bodenfläche, vermutlich ein Gemeinde- und Versammlungshaus, ein Gegenstück zu dem schon genannten Haus auf den Müggelbergen, das aus der gleichen Zeit stammt. Die Häuser sind vom selben Typ wie die der Römerschanze und des Baalshebbels, einige mit Verschlagen für Vieh und Wirtschaft an den Langseiten oder an der Rückseite. Die Wände bestanden aus geschichteten Rundhölzern, die mit Weidenruten an die eingerammten Pfosten befestigt waren; ihre Wände waren mit Lehm verstrichen, der durch die Brandkatastrophe gehärtet, den Abdruck der Rundhölzer bewahrt hat. Diese Bauart und das rauhe Klima verbot Fenster, die erst mit dem römischen Mauerbau aufkamen und mit lateinischen Lehnwörtern (Fenestra, Murus) bezeichnet wurden. Auch der griechische Tempel ist ja noch fensterlos. Höchstens ist an Schlitze (englisch Window-Windauge) zu denken, wie sie ein Hausmodell aus Argos zeigt. Das Zimmer empfing Licht und Luft also nur durch die Tür, die zugleich den Rauchabzug des Herdfeuers bildete. Der Dachstuhl war offen, wie es Homer beim Hause des Odysseus beschreibt, bisweilen von einer Mittelstütze getragen, das Dach wegen des Schneeschubs spitz zulaufend, wie es die Hüttenurnen zeigen, und mit Schilf oder Stroh ge-

deckt⁷⁰⁾, der Fußboden ein gestampfter Estrich, in den Wasser- und Vorratskrüge und Gruben mit gerösteten Speiseeicheln eingetieft waren. Größere Vertiefungen dienten für die Webstühle, deren Webegewichte sich gefunden haben. Unsere Altvorderen waren also keine in Tierfelle gehüllten Indianer, wie man sie sich noch bis vor kurzem vorgestellt hat, sondern sie kleideten sich in Wolle und Leinen, wenn sie im Winter auch Pelze getragen und auf der Bärenhaut gelegen haben. Die Tongefäße, darunter siebartig durchlöchernte, wohl zur Käsebereitung dienend, waren bäurisch grob, besagen aber nichts gegen die in zahlreichen Gräbern gefundene Lausitzer Keramik der Bronzezeit, die durch technisches Können und Feinheit der Formgebung hervorragt, „das Schönste, was die lange Bronzezeit in Nord- und Mitteldeutschland hervorgebracht hat“ (C. Schuchhardt). Aus Bronze waren Messer, Sichel, Meißel und Angelhaken; daneben Urväterhausrat aus Stein und Knochen, Steinbeile und Hirschhornhacken zur Feldbestellung. Die Einwohner lebten also von Jagd, Fischfang, Viehzucht und Ackerbau. Ihre Haustiere waren die gleichen wie in Ostro; ihr Ackerbau zeitigte Weizen, der schon in einem Steinzeitgefäß in Trebbin bei Fürstenwalde gefunden wurde, Roggen, Spelt und Flachs.

Über das Volkstum dieser Kultur sollte man nicht mehr streiten, obwohl es immer noch geschieht; die Gräberfunde von Breddin (Priegnitz) zeigen eine durchlaufende Entwicklung von 1400 bis 100 v. Chr., die bei einem Bevölkerungswechsel undenkbar wäre. Die Bewohner der Mark waren die Semnonen, nach Tacitus die ältesten und edelsten unter den Suebenvölkern. Sie sind erst in der Völkerwanderung westwärts gezogen und in den Alemannen aufgegangen, aber noch im 5. Jahrhundert n. Chr. finden sich Reste von ihnen in der alten Heimat, wie das neuerdings aufgefundene germanische Reitergrab von Neukölln (jetzt im Märkischen Museum) beweist.

Gehen wir von den germanischen Befestigungen zu denen ihrer keltischen Gegner über, so finden wir auf dem Kleinen

Gleichen bei Römhild (Hildburghausen) in Thüringen die schon genannte Steinsburg, ein richtiges gallisches Oppidum, das Professor A. Götze in Berlin in langjähriger Arbeit ausgegraben hat. Ihm ist es auch zu danken, daß die verstreuten Fundstücke vom meiningischen Staate größtenteils angekauft und in einem Museum am Bergfuß aufgestellt worden sind, das dank der Spende eines heimattrauen Deutschamerikaners errichtet werden konnte. Die Basaltkuppe, auf der die Burg lag, lieferte ausgezeichnete Steinplatten für den Bau der starken, bis 4 m hohen Wallmauern, und an verschiedenen Stellen bildeten Felsstürze natürliche Annäherungshindernisse. Leider wurde sie bis zum Ende des letzten Jahrhunderts als Steinbruch ausgebeutet. Trotzdem lassen sich noch drei verschiedene Bauperioden erkennen, ein kleiner, wohl noch der Bronzezeit angehöriger Ringwall auf der Bergspitze, um den sich zunächst eine große längliche Wallanlage der Hallstatt- und frühen Latènezeit legte, schließlich eine um 200 m vorgeschobene Umwallung, die eine Quelle einschließt und bis zum 1. Jahrhundert v. Chr. bestanden hat. Reste von Häusern, die sich an die Mauern anlehnten, haben sich gefunden, vor allem aber viele kulturgeschichtlich wertvolle Gegenstände aus Stein, Knochen, Bronze, Glas (Armbänder) und vor allem aus Eisen: Spinnwirtel, Webegewichte, Mühlsteine, Gewand- und Nähnadeln, Metallspiegel und Hornkämme, Sensen, Sicheln, Kesselhaken, Feilen, Pflugscharspitzen, Pferdegeschirre und Trensen. Von Feldfrüchten haben sich in angekohltem Zustande die gleichen erhalten wie in Ostro.

Diese Burg war das Kernstück einer ganzen Reihe kleinerer Befestigungen, die sich besonders nach Nordwesten fortsetzten und von der Bergkuppe großenteils zu übersehen waren, sämtlich mit der Front nach dem Bergwall des Thüringer Waldes. Wahrscheinlich standen sie mit der Steinsburg in Verbindung durch das von Cäsar geschilderte gallische Signalsystem (Feuer und Rauch). (Man vergleiche das griechische Signalsystem am Anfang von Äschylos' Agamemnon!)

Die hier wohnenden Kelten gehörten wohl zu den Helvetiern im Maingebiet, deren Abzug nach Ostfrankreich der Anlaß für Cäsars Eingreifen in Gallien wurde. Daß ihr Abzug und derjenige der Bojer, die sich ihnen anschlossen, kein freiwilliger war, sondern unter dem Druck der Germanen erfolgte, zeigt der ihnen auf dem Fuße folgende Einbruch der Suebenscharen des Ariovist. Cäsar schlug die Helvetier bei Bibracte und den Ariovist bei Schlettstadt; Reste der Sueben blieben in Schwaben zurück, das ihren Namen bewahrt hat, während die Helvetier sich in der Schweiz ansiedelten. Aber noch zu Cäsars Zeiten wohnte der keltische Stamm der Volcae an den Weserquellen; nach ihm haben die Germanen alle Kelten als „Welsche“ bezeichnet, wie später die Franzosen die Deutschen nach den Alamannen.

Als die Römer dann unter Augustus ihrerseits über den Rhein vordrangen, um Germanien zu erobern, stießen sie auf germanische Volksburgen, die nach dem keltischen System der Steinsburg erbaut waren, so der bereits erwähnte Heunstein bei Dillenburg, den F. Kutsch in Wiesbaden neuerdings ausgegraben hat⁷¹⁾. Er hatte mehrere sehr geschickt angelegte Steinwälle, die Quellen und Zisternen einschlossen, in der jüngsten Bauperiode sogar eine richtige Steinmauer, die jedoch unvollendet blieb, denn die Burg wurde wahrscheinlich 83 n. Chr. von Domitian in seinem Chattenkrieg zerstört. Eine andere, die Altenburg bei Niedenstein, das antike Mattium, wurde schon 15 n. Chr. von Germanicus gebrochen. Sie erhebt sich auf einem fast rechteckigen Bergplateau von 540 : 330 m, das gegen Westen sturmfrei abfällt (hier daher die meisten Häuserreste), sich aber nach Osten sanft abflacht. Dort lag der einzige Zugang, durch mehrere Reihen starker Wallmauern geschützt. Ein Außenwall umzog den ganzen Bergfuß und schloß auch einen abliegenden Bergkegel ein, wodurch eine große Fluchtburg entstand. Die zahlreichen Kleinfunde dieser Ausgrabung sind jetzt im Hessischen Landesmuseum in Kassel.

Wir besitzen auch Reste der großen Volksburg, aus der Arminius zur Varusschlacht auszog. Es ist der „Große Hünenring“ auf der Groteburg bei Detmold, auf deren Spitze sich heute das Hermannsdenkmal erhebt. Von ihm besteht nur noch ein Steinwall von 100 m Länge, der eine Quelle einschließt. Weiter abwärts liegt ein „Kleiner Hünenring“ aus fränkisch-sächsischer Zeit, einer der bereits geschilderten Rundlinge.

Wie schon gesagt, haben die Wenden die meisten germanischen Burgen Ostelbiens wieder verwendet. Eine einzige am linken Elbufer, die Hildagesburg bei Wolmirstedt, wurde auf einer unbefestigten germanischen Siedlung erbaut und schon im 9. Jahrhundert von den Sachsen erobert, fiel aber bei dem großen slawischen Rückstoß nach dem Untergang der sächsischen Dynastie wieder in wendische Hand und ward erst von Albrecht dem Bären zerstört. Ihre völlige Vernichtung erfolgte aber erst neuerdings durch den Bau des Mittellandkanals.

In die gleiche Zeit der deutschen Rückeroberung des alten Semnonenlandes fällt auch die Zerstörung der großen slawischen Tempelburgen Rethra und Arkona, die Carl Schuchhardt nach dem Krieg ausgegraben hat⁷²⁾. Während die Lage von Arkona durch die schriftliche Überlieferung feststand, war diese für Rethra so unbestimmt, daß man seine Stätte in ganz Mecklenburg gesucht hat. Erst durch richtige Deutung der Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg erkannte Schuchhardt sie auf dem Schloßberg bei Feldberg am Breiten Lucinsee und grub in Gemeinschaft mit R. Koldewey ihren Mauerring und ihre drei Tore aus. Nach der Landseite schloß sich noch eine mehrtorige Vorburg an. Diese gewaltige Tempelburg war das Nationalheiligtum der Wendenvölker, wo ihre Feldzeichen verwahrt wurden und die Entscheidung über Krieg und Frieden fiel, Orakelstätte und geistiger Mittelpunkt, ein „Wendisches Delphi“, dessen Gott Suarasic, der Sohn des altrussischen Licht- und Donnergottes, dem griechischen Zeus entsprach. Von seinem Tempel wurde jedoch nur die Plattform gefunden, denn er

ist 1068 von dem streitbaren Bischof Burchard von Halberstadt zerstört worden, der mit den Tempelschätzen beladen auf dem heiligen Rosse des Suarasic heimkehrte.

Vom Festlande vertrieben, fand das slawische Heidentum seine letzte Hochburg auf dem steil abstürzenden Kreidefelsen von Arkona auf Rügen, wo der Gott Swantewit verehrt ward, der mit dem Suarasic von Rethra identisch ist, ein vierköpfiger Götze (das Symbol der vier Himmelsrichtungen), der an die mehrköpfigen gallischen Götter gemahnt. Auch der quadratische Grundriß seines Tempels, den Schuchhardt wieder auf fand, entspricht dem der früher geschilderten gallischen Tempel in Trier. Es ergeben sich hier also uralte Zusammenhänge zwischen Kelten und Slawen, die aus der alten Mittelmeerkultur stammen und sich aus den Ursitzen der Slawen in Mittel- und Südrußland erklären. Auch dieser Tempel stand in einer Burgsiedlung, die nach der Landseite durch einen mächtigen, 25 m hohen Erd- und Holzwall abgeschlossen war, dessen Tor ein hoher Holzturm schützte. An diesen Wall lehnten sich die Wohnungen der 300 berittenen Tempelwächter, die Schuchhardt gleichfalls wieder aufgefunden hat. Burg und Tempel wurden 1168 — genau 100 Jahre nach dem Untergang Rethras — von dem Bischof Absalon von Seeland, dem Feldherrn des Königs Woldemar von Dänemark, zerstört und das riesige Götzenbild mit Beilhieben zerschlagen und verbrannt, wie es der dänische Chronist Saxo Grammaticus, Absalons Sekretär, berichtet.

Das gleiche Los ereilte auch die Burg und die Tempel in Karentia (Garz) auf Rügen. Als der Bischof Absalon mit 30 Schiffen in der Nähe landete, ergab sich der „König“ Tetislaw vor Schreck mit seinem Bruder Jarimar und 6000 Streitern sofort. Absalon zog mit einem kleinen Häuflein in die Burg ein und zerstörte die drei Tempel, zunächst den größten, den des Gottes Rugiaevit, der nur aus einem säulengetragenen Dache bestand und statt mit Wänden durch einen Vorhang abgeschlossen war, der bei Kultfeiern jedenfalls zurückgeschlagen ward, —

auch dies eine merkwürdige Analogie zu den in Fenster und Türen aufgelösten Tempeln in Trier. Das riesige Kultbild hatte sieben Köpfe und trug sieben Schwerter im Gürtel, ein achttes in der Hand, stellte also jedenfalls einen Kriegsgott dar. Es wurde gleichfalls mit Beilhieben zerschlagen und verbrannt, und ebenso erging es dem des fünfköpfigen Porewit und des vierköpfigen Porenut. Dann ließ Absalon sich die Tempelschätze ausliefern und setzte den Jarimar als Fürsten auf Rügen ein. Sein Geschlecht hat noch 150 Jahre dort geherrscht.

Die obigen Angaben des Saxo Grammaticus werden in vielen Punkten durch die Ausgrabung Carl Schuchhardts (1928), die letzte des Altmeisters, bestätigt⁷³). Er hat auch die Fürstenburg des Jarimar und seiner Nachfolger gefunden, einen unterkellerten Ziegelbau auf starken Feldsteinfundamenten, in denen die Reste der drei zerstörten Tempel aufgegangen sind. Neben ihr entstand eine deutsche und eine wendische Siedlung, durch Kleinfunde bestätigt, und auf dem Burghügel eine romanische Marienkapelle aus Backstein mit rot und weiß gestreiftem Ziegeldach, eins der ersten Bauwerke der reizvollen ostelbischen Ziegelarchitektur. Doch auch diese Nachfolgerin der heidnischen Tempel hat — wohl in der Reformationszeit — ein ähnliches Schicksal ereilt. Sie ward sorgfältig abgerissen und das Baumaterial anderweitig verwandt. Heute liegt diese beziehungsreiche Stätte, an der sich noch einmal alle Elemente zusammenfinden, die uns in diesem Abschnitt begegnet sind, verlassen im Kranz alter Bäume.

Haben alle diese Ausgrabungen alte Überlieferungen bestätigt, so hat Carl Schuchhardt auch ein Gemisch von Chronik und Sage, das die versunkene Stadt Vineta umrauscht, zur geschichtlichen Wirklichkeit erhoben⁷⁴). Der Chronist Adam von Bremen schildert Vineta als große slawische Handelsstadt, ein nordisches Venedig, das den Umschlag zwischen dem östlichen Landhandel und dem Seehandel nach dem hohen Norden vermittelte und sogar einen Leuchtturm besaß. Die Sage aber

meldet, Vineta sei ob seines Übermuts vom Meere verschlungen worden, doch seine Glocken tönten noch manchmal aus der Tiefe herauf. Man hat es seit der Renaissance an verschiedenen Stellen der Küste gesucht, so am Koserower Riff, einem Moränenrest der Eiszeit, und in der Stadt Wollin am östlichen Mündungsarm der Oder (Dievenow), der aber im Mittelalter unerschiffbar war. Nach Adam von Bremen lag es in der Nähe von Rügen, und so bleibt nur der westliche Mündungsarm, die Peene, übrig. Vineta ist also identisch mit der Stadt Jumneta oder Jomsburg der Jomswingersaga⁷⁵), die um 950 als dänische Wikingerfestung begründet ward, und deren Lage Karl Schuchhardt an der Bodengestaltung unter dem ganz seichten Wasser der Peenemündung erkannt hat. Später erblühte im Schutze dieser Seefestung die slawische Handelsstadt, die aber durch ihre Unbotmäßigkeit die Dänen reizte. Sie züchtigten sie mehrfach und zerstörten sie schließlich (1098). Kurz darauf wurden ihre Reste von einer Sturmflut verschlungen, und so hat Vineta nur noch in der Sage fortgelebt. Aus dieser Sage ist jetzt ein Stück Wirtschaftsgeschichte des frühen Mittelalters geworden, das an ähnliche Kämpfe um die Odermündungen zwischen Schweden und Brandenburg-Preußen in der Neuzeit erinnert. Das Endergebnis war hier freilich umgekehrt wie bei Vineta, aber die Voraussetzungen blieben die gleichen: beidemal hat die Geographie die Geschichte bedingt.

Damit schließt sich der Ring dieses Abschnitts, der mit einem anderen, militärisch und handelspolitisch wichtigen Punkte des Oderlaufes begonnen hat. Und wenn ich hier noch einen Zusatz über die jüngste Ausgrabung in Ostelbien mache, so führt uns der Oderlauf auch zu ihr. Freilich müssen wir ihm bis nach Oppeln hinauf folgen. Der dortige Flußübergang ist ganz anders als der bei Lossow, aber typisch für die Entstehung ostdeutscher Städte aus solchen Übergangssiedlungen: Oppeln und Breslau bieten an der Oder das gleiche Bild wie Berlin, Köpenick, Potsdam, Brandenburg u. a. m. an der Spree und Havel. Eine den

Fluß spaltende Insel bildet einen natürlichen Brückenpfeiler und zugleich eine geschützte Siedlungsstätte. Dann entsteht eine Burg, die den Übergang schirmt und sperrt, in Oppeln auf der Spitze der Insel, durch einen breiten Wassergraben von ihr abgeschnitten, schließlich auf einem oder auf beiden Ufern eine deutsche Kolonistenstadt. In der Mark geht die Burg in den Besitz der deutschen Landesherren über; in Schlesien bleiben die polnischen Piasten, die erst 1675 aussterben, Burgherren, aber schon der Herzog Kasimir zieht deutsche Siedler ins Land, und so entsteht die für ostdeutsche Verhältnisse kennzeichnende deutsch-slawische Lebensgemeinschaft. Die spätmittelalterliche Burg von Oppeln, ein Ziegelbau mit mächtigem Turm, in der Renaissance mit Bastionen umgeben, hat bis auf die Gegenwart gestanden. Erst 1929 kam man auf den Einfall, das altherwürdige Bauwerk abzureißen, um an seiner Stelle einen Regierungspalast im Stil der „neuen Sachlichkeit“ zu errichten. Aber dies Unglück brachte der Archäologie einen Gewinn: bei den Ausschachtungsarbeiten entdeckte man unter den Grundmauern der spätmittelalterlichen Burg eine frühmittelalterliche, wahrscheinlich die des Herzogs Kasimir, und unter ihr eine große slawische Holzsiedlung des 11. bis 12. Jahrhunderts, die sich in dem Moorgrund vorzüglich erhalten hat, die einzige, von der mehr als die Grundmauern noch stehen. Das war also der Stammsitz der oberschlesischen Piasten.

Die noch im Gange befindliche und bisher nur durch Presseberichte bekannte Ausgrabung⁷⁶⁾ ergab die typische Rundlingsform (s. S. 137) slawischer Siedlungen mit strahlenförmig verlaufenden Gassen, die lange, auf Pfahlrosten ruhende Bohlenwege bilden. An ihnen liegen reihenweise nebeneinander die Häuser, sämtlich quadratisch wie die slawischen Götterwohnungen und im Blockbau aufgeführt, wie man ihn noch heute im Spreewald antrifft. Größere Gebäude — Herrenburg oder Kirche — sind noch nicht aufgedeckt. Bis zu drei Häuserschichten übereinander sind zu erkennen; offenbar sind die ältesten



39. Oppeln, Slavische Burgsiedlung, Hausgrundriß

Häuser in dem Moorgrund versunken und in höheren Schichten neu gebaut worden. Ihre Dielen und aufgehenden Wände sind noch völlig erhalten. Im Gegensatz zum germanischen Haus, dessen Herd in der Mitte lag, befand sich der Herd hier in einer mit Lehm und Steinen ummantelten Ecke. Zahlreiche Dinge, die für den Kulturstand der Bewohner zeugen, sind in dieser Siedlung zurückgeblieben, Hausrat und Geschirr aus Holz und Ton, durchweg kunstlos und ohne Verzierung, Schmucksachen, Spindeln und Spinnwirtel, Lederschuhe, sogar Kinderspielzeug, Pferdetransportmittel und Sporen sowie Knochen von Schwein, Hirsch und Reh, Reste von Hirse, die das Hauptnahrungsmittel bildete, daneben wenig Roggen und Weizen. Die kreisrunde Mauer, die diese Siedlung umschloß, bestand aus kreuz und quer gelegten Balken und Bohlen mit Erdfüllung, eine Bauweise, wie sie sich bis heute in Sibirien und bis nach

China findet. Nach einer alten Urkunde ließ der Herzog Kasimir im Jahre 1228 eine höhere Mauer aufführen. Das ist also die Ziegelmauer der frühmittelalterlichen Burg, deren doppelter Mauerzug sich unter der jetzt zerstörten Piastenburg gefunden hat. Dieser Ritterburg, in der fortan nur der Herzog mit seinem Hofgesinde und der Besatzung wohnte, mußte die alte Holz-siedlung auf der Insel weichen, während die bisherigen Bewohner und die deutschen Siedler, die Kasimir herbeizog, sich neue Wohnstätten an beiden Flußufeln schufen, deren regelmäßige Straßenzüge sich bis heute im Stadtbild erhalten haben.

Anmerkungen

1) (zu Seite 5): „Neue deutsche Ausgrabungen“, hsg. von G. Rodenwaldt, mit Vorwort von G. Schreiber (Münster), Deutschland und Ausland, Heft 23/24, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W., mit 3 Beilagen, 27 Textabbildungen und 37 Tafeln.

2) (zu Seite 6): Nach der amtlichen Statistik waren es vom Oktober 1930 bis Januar 1931 über 600 000 Besucher!

3) (zu Seite 9): Die Handschrift der „Germania“ wurde 1455 von Enoch von Ascoli in der Klosterbibliothek von Hersfeld entdeckt. Ihr erster, aufsehenerregender Druck (nach zwei unbeachteten Vorläufern) war die Ausgabe des Elsässers Beatus Rhenanus (1519), an der sich das Nationalgefühl der deutschen Humanisten entzündete und dank der sein eigenes Werk „Rerum germanicarum Libri III“, die Grundlage der Geschichtschreibung der deutschen Vorzeit, entstand.

4) (zu Seite 9): Archäologisches Institut des Deutschen Reiches, „Bericht über die Jahrhundertfeier 21. bis 25. April 1929“, Walter de Gruyter, Berlin 1930, und die von G. Rodenwaldt herausgegebene Festschrift „Archäologisches Institut des Deutschen Reiches 1829—1929“, ebenda 1929.

5) (zu Seite 11): Die Vereinigung der Freunde antiker Kunst wurde 1913 von Theodor Wiegand begründet, der 1931, als Nachfolger des Staatssekretärs a. D. Dr. F. Busch, zu ihrem Vorsitzenden gewählt wurde. Sie hat den doppelten Zweck, das Interesse weiterer Kreise für die antiken Kunstschätze durch Vorträge führender Gelehrter u. a. Darbietungen zu erwecken und wachzuhalten und andererseits durch die regelmäßigen und außerordentlichen Mitgliedsbeiträge (mindestens 20 M. jährlich) die etatsmäßigen Mittel des Alten Museums für den Ankauf von antiken Kunstwerken zu erhöhen. Beide Aufgaben sind bereits in reichem Maße erfüllt worden. Beitrittserklärungen nimmt der Schriftführer Dr. W. von Massow, Berlin C 2, Altes Museum, entgegen.

6) (zu Seite 13): C. Leonard Woolley, „Vor 5000 Jahren. Die Ausgrabungen von Ur und die Geschichte der Sumerer“, Deutsche Ausgabe, Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1930, mit 17 Kunstdrucktafeln und 10 Abbildungen. — „Ur und die Sintflut. Sieben Jahre Ausgrabungen in Chaldäa, der Heimat Abrahams“, F. A. Brockhaus, Leipzig 1930, mit 92 Abbildungen.

7) (zu Seite 13): Die Stele wurde 1901/02 von einer französischen Expedition in Susa gefunden, wohin sie verschleppt worden war. Ihr Inhalt ist neu übersetzt von A. Ungnad in Bd. I von Greßmanns „Altorientalische Texte und Bilder zum Alten Testament“, 2 Bde., 2. Aufl., W. de Gruyter, Berlin 1926, sowie auszugsweise in seinem kleinen Buche „König Hammurabis Briefe“, Karl Curtius, Berlin 1922.

8) (zu Seite 13): Keilschrifttexte aus Assur: Ein assyrisches Rechtsbuch, 35. Wiss. Veröffentlichung der Deutschen Orientgesellschaft, I. C. Hinrichs, Leipzig 1920. Sonderdruck in der Verdeutschung von H. Ehelolf, Karl Curtius, Berlin 1922. Merkwürdig ist in diesem Gesetzbuche wie in dem babylonischen von Hammurabi das Vorkommen von Gottesurteilen (Ordalien) wie im altdeutschen Rechtsleben: gerichtlicher Zweikampf und Wasserprobe, im letzteren auch Todesstrafe für Zauberei.

9) (zu Seite 13): S. Hammurabis Briefe, S. 50ff.

10) (zu Seite 18): S. Heft 66 der Mitt. der Deutschen Orientgesellschaft, April 1928, und „Uruk-Warka“, 51. Wissenschaftl. Veröffentlichung der Deutschen Orientgesellschaft, I. C. Hinrichs, Leipzig 1928, sowie „Die Ausgrabungen der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in Warka“ von J. Jordan in „Deutsche Forschung: Aus der Arbeit der Notgemeinschaft usw.“ 1930, Heft 13, seinen ersten und zweiten vorläufigen Bericht über die von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft unternommenen Ausgrabungen in Uruk, W. de Gruyter, Berlin 1930/31, und seinen Vortrag im Bericht über die Jahrhundertfeier des Archäologischen Reichsinstituts (s. Anm. 4), S. 352ff. Die Veröffentlichung seiner letzten und wichtigsten Funde durch die Notgemeinschaft befindet sich im Druck.

11) (zu Seite 22): Allgemeine Übersicht von Eduard Meyer in „Fünfundzwanzig Jahre Deutsche Orientgesellschaft“, Mitt. der Deutschen Orientgesellschaft, April 1923, und W. Andrae in „Neue deutsche Ausgrabungen“ (s. Anm. 1), S. 88ff.

Die Deutsche Orientgesellschaft wurde 1898 von James Simon unter Mitwirkung von Fr. Delitzsch begründet. Sie erhielt reiche Zuschüsse aus dem Kaiserlichen Dispositionsfond, seit 1906 auch von der Preußischen Regierung.

12) (zu Seite 22): S. sein Buch „Das wiedererstehende Babylon“, I. C. Hinrichs, Leipzig, 4. Aufl. 1925, sowie seine fesselnden Lebenserinnerungen „Heitere und ernste Briefe aus einem deutschen Archäologenleben“, hsg. von Carl Schuchardt, Grottesche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1925. — Neuerdings zusammenfassend E. Unger, „Babylon nach der Beschreibung der Babylonier“, W. de Gruyter, Berlin 1931.

13) (zu Seite 25): S. das in Anm. 7 genannte Werk von Greßmann.

14) (zu Seite 26): S. W. Andraes aufschlußreiche Schrift „Das Gotteshaus und die Urformen des Bauens im alten Orient“, Studien zur Bau-forschung, Heft 2, Hans Schötz u. Co., Berlin 1930.

15) (zu Seite 27): S. das illustrierte Buch von E. Unger „Assyrische und babylonische Kunst“, F. Hirt, Breslau 1927.

16) (zu Seite 28): W. Andrae, „Hatra“, Leipzig 1912.

17) (zu Seite 28): S. Eduard Meyer, „Seleukia und Ktesiphon“, in Heft 67 der Mitt. der Deutschen Orientgesellschaft, April 1929, und die Vorträge von O. Reuther und E. Kühnel im Bericht über die Jahrhundertfeier usw. (s. Anm. 4), S. 342ff.

17 a) (zu Seite 29): The Excavations at Dura-Europos, Conducted by the Yale University and the French Academy of Inscriptions and Letters. Preliminary Report (1928/29), edited by P. V. C. Baur and M. I. Rostovzeff, New Haven, London and Oxford 1931.

18) (zu Seite 30): S. die wissenschaftliche Veröffentlichung „Die Ausgrabungen von Samarra“ von F. Sarre, E. Herzfeld und C. I. Lamm, bisher 5 Bde., Verlag Dietrich Reimer, Berlin 1923—30.

19) (zu Seite 34): A. v. Le Coq, ein Sohn Berlins aus einer Hugenottenfamilie, ursprünglich Kaufmann, wandte sich erst als Vierzigjähriger der Archäologie zu. Er hat die Ergebnisse der Turfanexpeditionen in einem großen Tafelwerk „Die buddhistische Spätantike in Mittelasien“, Dietrich Reimer, Berlin 1922ff., und in anderen gelehrten Veröffentlichungen niedergelegt, aber auch zwei frische, reich illustrierte Bücher über seine Arbeiten und Erlebnisse, über Land und Leute geschrieben: „Auf Hellas Spuren in Ostturkistan“, I. C. Hinrichs, Leipzig 1926, und „Von Land und Leuten in Ostturkistan“, ebenda 1928.

20) (zu Seite 38): S. Eduard Meyer, „Reich und Kultur der Chetiter“, Karl Curtius, Berlin 1914, teils überholt, aber berichtigt und ergänzt in seiner „Geschichte des Altertums“, I, 2, 4. Aufl., Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart u. Berlin 1921. Ferner H. Zimmern, „Hethitische Gesetze a. d. Staatsarchiv von Boghazköi“, Der Alte Orient, 23, 12, und die kurze Übersicht von Alfred Götze, „Das Hethiterreich“, Der Alte Orient, 27, 2, Leipzig, I. C. Hinrichs.

21) (zu Seite 38): E. Forrer, „Die acht Sprachen der Boghazköi-Inschriften“, Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften, 53, Berlin 1919.

22) (zu Seite 39): S. Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft, März 1924.

23) (zu Seite 40): Max Frhr. v. Oppenheim, „Der Tell Halaf und die verschleierte Göttin“, I. C. Hinrichs, Leipzig 1906.

24) (zu Seite 40): In einer ehemaligen Maschinenhalle, Franklinstr. 6, nahe der Marchbrücke, wöchentlich zweimal zugänglich.

25) (zu Seite 45): The Oriental Institute of the University of Chicago, Communication 9, „New Light from Armageddon“, by P. L. O. Guy, Chicago 1931.

26) (zu Seite 46): F. A. Schäffer et G. Chenet, „Les Fouilles de Minet el Beida et de Ras Shamra“, mit Nachtrag von Virolleaud in der Zeitschrift Syria, Paris 1929/30, Bd. X, S. 286 ff., und Schäffers illustrierte Berichte in der Berliner Zeitschrift „Atlantis“, April 1930 und März 1931.

27) (zu Seite 46): S. Hans Bauer, „Ras Shamra“ (Textentzifferung), Halle 1930.

28) (zu Seite 49): Howard Carter und A. C. Wace, „Tut-ench-Ammun, ein ägyptisches Königsgrab“, deutsche Ausgabe, 2 Bde., Leipzig 1924—27.

29) (zu Seite 49): Propyläen-Kunstgeschichte, Bd. 2, und G. Steindorff, „Die Kunst der Ägypter“, Inselverlag, Leipzig 1928.

30) (zu Seite 53): Bulletin of the Museum of fine Arts in Boston, Mai 1927 und Oktober 1928.

31) (zu Seite 54): Uvo Hölscher und Georg Steindorff, „Die Ausgrabung des Totentempels der Chefrenpyramide durch die Ernst-Sieglin-Expedition 1909“ in Zeitschrift für Sprache und Altertumskunde Ägyptens, I. C. Hinrichs, Leipzig 1909/10.

32) (zu Seite 55): S. H. Junkers Vorläufige Berichte über die Grabungen der Akademie der Wissenschaften in Wien bei den Pyramiden von Giseh im Anzeiger dieser Akademie: Erste bis dritte Grabung 1912, 18; 1913, 14; 1914, 14; vierte bis sechste Grabung 1926, 12; 1927, 13; 1928, 14—17, sowie seinen Bericht in „Neue deutsche Ausgrabungen“ (s. Anm. 1), S. 98 ff.

33) (zu Seite 58): S. Eduard Meyer, „Ägypten zur Zeit der Pyramidenerbauer“, I. C. Hinrichs, Leipzig 1908, und Ludwig Borchardt, „Die Pyramiden und ihre Entstehung“, Karl Curtius, Berlin 1911, Auszug aus seiner sechsbändigen wissenschaftlichen Veröffentlichung der Grabdenkmäler von Abusir, I. C. Hinrichs, Leipzig 1907—10.

34) (zu Seite 59): F. W. v. Bissing, „Das Re-Heiligtum des Newoser-re“, 3 Bde., Berlin 1905—1928.

35) (zu Seite 60): S. den Bericht „Ausgrabung in Tell el Amarna 1912/13“ von Ludwig Borchardt in Heft 52 der Mitt. der Deutschen Orientgesellschaft, Oktober 1913, und „Die Neuaufrichtung der Funde aus El Amarna“ von H. Schäfer in Heft 63, März 1924.

36) (zu Seite 60): S. „The mural Paintings of El Amarnah, edited by H. Frankfort, published by the Egypt Exploration Society“, London 1929. Leiter dieser Ausgrabung war der ihr 1924 durch Krankheit zum Opfer gefallene Francis Giesler Newton.

37) (zu Seite 61): „Medinet Habu“, by Harold Nielson and Uvo Hölscher, Chicago 1929, Oriental Institute, Comm. 5, und „Medinet Habu Studies“, by Uvo Hölscher and John A. Wilson, ebenda 1930, Comm. 7, sowie Hölschers Vortrag im Bericht über die Jahrhundertfeier des Archäologischen Reichsinstituts (s. Anm. 4), S. 375 ff.

Diese Lichtbildaufnahmen sind jedoch nicht die ersten ihrer Art. Schon 1909/10 hat die Preußische Akademie der Wissenschaften eine Expedition unter Leitung von H. Schäfer und H. Junker nach Nubien entsandt, um die Bau-, Kunst- und Schriftdenkmäler der Insel Philae und der nubischen Tempel vor ihrer Zerstörung durch den englischen Staudamm bei Assuan für die Wissenschaft zu retten, sowohl durch mechanische Abbildung (Abklatsch), Zeichnungen und Abschriften wie durch Lichtbildaufnahmen (allein von den Tempeln in Philae 1600 Platten). — Eine zweite Expedition derselben Akademie unter Leitung von Dr. Max Burchardt in den Jahren 1912 bis 1913 hatte das Ziel, die Darstellungen der Fremdvölker in der ägyptischen Kunst, vor allem in Theben und Umgebung (Medinet Habu, Dehr el Bahari), aber auch in anderen Kulturstätten sowie in den Museen von Kairo und Berlin im Lichtbilde festzuhalten (756 Aufnahmen). S. Ed. Meyers „Bericht über eine Expedition nach Ägypten zur Erforschung der Darstellungen der Fremdvölker“ in Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1913, S. 38 ff., mit Liste der Aufnahmen in 864 Nummern.

38) (zu Seite 62): S. Eduard Meyer, „Der Papyrusfund von Elefantine“, I. C. Hinrichs, Leipzig 1912, und den Ausgrabungsbericht von W. Honroth, O. Rubensohn und F. Zucker in der Zeitschrift für Sprache und Altertumskunde Ägyptens, Bd. 46, S. 1 ff., Leipzig 1909/10, sowie die Textausgabe der „Aramäischen Papyri und Ostraka aus der jüdischen Militärkolonie zu Elefantine“ von E. Sachau, I. C. Hinrichs, Leipzig 1911.

39) (zu Seite 64): S. W. Schubarts kleine Schriften „Das alte Ägypten und seine Papyri“, W. de Gruyter, Berlin u. Leipzig 1921, und „Die Griechen in Ägypten“, Beiheft 10 zum Alten Orient, I. C. Hinrichs, Leipzig 1927, sowie sein umfassendes Werk „Ägypten von Alexander dem Großen bis zu Mohammed“, Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1922, ferner Ulrich Wilcken, „Alexander der Große und die hellenistische Wirtschaft“ in Schmollers Jahrbuch, Bd. 45, 1921, und „Die Papyri als Zeugen antiker Kultur: Führer durch die Papyrusausstellung im Neuen Museum zu Berlin“, hsg. vom Generaldirektor der staatlichen Museen, W. de Gruyter, Berlin 1925.

40) (zu Seite 64): S. U. v. Wilamowitz-Möllendorff, „Timotheos, Die Perser“, I. C. Hinrichs, Leipzig 1903, und A. Körte, „Menandrea“, B. G. Teubner, Leipzig 1912, sowie die Verdeutschung von Menanders „Schiedsgericht“, Inselbücherei Nr. 104.

41) (zu Seite 70): „Karl Humann, ein Lebensbild“, hsg. von Carl Schuchhardt und Theodor Wiegand, Grotische Verlagsbuchhandlung, Berlin 1930.

42) (zu Seite 72): Die große, noch nicht abgeschlossene Veröffentlichung (bisher 11 Bde.) der „Altertümer von Pergamon“ erscheint seit 1885 bei W. de Gruyter, Berlin u. Leipzig. Vgl. die kurze Zusammenfassung von Th. Wiegand in „Neue deutsche Ausgrabungen“ (s. Anm. 1), S. 48 ff.

43) (zu Seite 76): „Priene, Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen in den Jahren 1885 bis 1898“ von Th. Wiegand und H. Schrader, W. de Gruyter, Berlin 1905.

44) (zu Seite 76): A. v. Gerkan, „Der Altar des Artemistempels in Magnesia am Mäander“, Studien z. Baugeschichte I, Berlin, H. Schoetz u. Co., 1929.

45) (zu Seite 77): Bd. III, 2 des unten genannten Miletwerkes (F. Kriechen). Für die Latmosklöster vgl. Bd. III, 1 (Th. Wiegand).

46) (zu Seite 80): „Baalbeck, Ergebnisse der Ausgrabungen in den Jahren 1899—1905“, hsg. von Th. Wiegand, W. de Gruyter, Berlin u. Leipzig, Bd. 1 (Zeustempel) 1921, Bd. 2 (Dionysostempel und römischer Rundtempel) 1923, Bd. 3 (Islamische Bauten) 1925.

47) (zu Seite 82): Milet, Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen seit 1899, hsg. von Th. Wiegand, H. Schoetz u. Co., Berlin. Erscheint seit 1906 in drei Abteilungen („Bänden“), bisher 13 „Hefte“.

48) (zu Seite 86): S. die Studien und die vorläufigen Grabungsberichte von I. Keil in den Jahreshften des Österreichischen Archäologischen Instituts in Wien, Bd. 21 ff., Verlag Dr. B. Filser, Wien-Augsburg, sowie den „Führer durch Ephesos“, Wien 1930.

49) (zu Seite 88): S. M. Schede, „Die deutschen Ausgrabungen in Angora und Aizani“ in „Neue deutsche Ausgrabungen“ (s. Anm. 1), S. 65 ff.

50) (zu Seite 90): Der Friedhof am Eridanos. Unter Mitwirkung von A. Struck untersucht von Alfred Brückner, G. Reimer, Berlin 1909, und Brückners kurzen Bericht über die neuen Ausgrabungen in „Neue deutsche Ausgrabungen“ (s. Anm. 1), S. 43 ff.

51) (zu Seite 94): Tiryns. Die Ergebnisse der Ausgrabungen des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches, 2 Bde., H. Schoetz u. Co., Berlin 1912, und G. Karos Bericht in „Neue deutsche Ausgrabungen“ (s. Anm. 1), S. 31 ff.

52) (zu Seite 95): S. seinen Vortrag im Bericht über die Jahrhundertfeier des Archäologischen Reichsinstituts (s. Anm. 4), S. 240 ff.

53) (zu Seite 96): Guido Calza, „Ostia“, Mailand und Rom 1925.

54) (zu Seite 100): Über den Marktbezirk s. Guido Lugli in der Zeitschrift *Dedalo*, X, 1 ff. (Februar 1930) mit zahlreichen Abbildungen.

55) (zu Seite 110): „Die Erforschung des Tempelbezirks im Altbachtal zu Trier“ vom Ausgrabungsleiter Siegfried Löschcke, mit 30 Bildtafeln u. Über-

sichtsplan, E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1928. Nachträge in „Bedeutung und Gefährdung der großen Tempelgrabung in Trier“ (illustriert) in Trierer Zeitschrift IV, 1929.

56) (zu Seite 111): S. die — durch die Funde im Altbachtal teils überholte — vorsichtig abwägende Abhandlung des 1929 tragisch geendeten Direktors der Römisch-Germanischen Kommission Friedrich Drexel „Die Götterverehrung im römischen Germanien“ im 14. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, Frankfurt a. M. 1923.

57) (zu Seite 117): Fr. Behn, „Das Mithrasheiligtum zu Dieburg“, W. de Gruyter, Berlin 1928.

58) (zu Seite 117): „Die Trierer Kaiserthermen, Teil I, Ausgrabungsbericht und grundsätzliche Untersuchung römischer Thermen“ von D. Krencker, E. Krüger, H. Lehmann und H. Wachtler, Folioband mit vielen Textbildern und Tafeln, Verlag Dr. B. Filser, Augsburg 1929.

59) (zu Seite 124): S. F. Oehlmann, „Römische Villen im Rheingebiet“ im Jahrbuch des Archäologischen Reichsinstituts, 1928, S. 228, und „Neue deutsche Ausgrabungen“ (s. Anm. 1), S. 21 ff.

60) (zu Seite 124): S. ebd.

61) (zu Seite 126): S. Eduard Meyer, „Fünfundzwanzig Jahre Römisch-Germanische Kommission“, in der gleichnamigen Festschrift dieser Kommission, W. de Gruyter, Berlin 1930. Ferner Fr. Köpp (Direktor dieser Kommission bis 1924) und G. Wolff, „Römisch-germanische Forschung“, Sammlung Götschen 1922 (Nr. 860), und F. Cramer, „Deutschland in römischer Zeit“, ebd. 1920 (Nr. 633), sowie das grundlegende philologische Werk von Eduard Norden, „Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania“, 3. Aufl., B. G. Teubner, Leipzig 1923.

62) (zu Seite 127): Das Römerlager Vetera bei Xanten von Hans Lehner, mit Tafel und 29 Textabbildungen, Bonn 1926. Ergänzt durch seinen Vortrag im Bericht über die Jahrhundertfeier des Archäologischen Reichsinstituts (s. Anm. 4), S. 204 ff.

63) (zu Seite 130): G. Bersu, „Das römische Kastell in Altrip“ in „Neue deutsche Ausgrabungen“ (s. Anm. 1), S. 170 ff.

64) (zu Seite 132): Chr. Rauch, „Die Pfalz Karls des Großen zu Ingelheim“, in „Neue deutsche Ausgrabungen“ (s. Anm. 1), S. 266 ff.

65) (zu Seite 132): „Zwei fränkische Königspfalzen“ von G. Weise, mit Abbildungen und Plänen, A. Fischer, Tübingen 1923.

66) (zu Seite 135): Für diesen ganzen Abschnitt s. Carl Schuchhardts grundlegendes Buch „Vorgeschichte von Deutschland“, R. Oldenbourg, München u. Berlin 1928, und „Die Burg im Wandel der Weltgeschichte“, Akademische Verlagsanstalt Athenaion, Wildpark/Potsdam 1930, beide reich illustriert.

67) (zu Seite 138): W. Unverzagt, „Neue Ausgrabungen an vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen in Nord- und Ostdeutschland“ in „Neue deutsche Ausgrabungen“ (s. Anm. 1), S. 158 ff.

68) (zu Seite 143): Leider findet sich in den Tacitusausgaben noch immer die unappetitliche Lesart, die Germanen hätten ihre Getreidevorräte mit Mist (fimo) bepackt, während doch die Ausgrabungen in Ostro zeigen, daß sie ihre Vorratskammern mit Lehm (limo) verstrichen haben.

69) (zu Seite 144): A. Kiekebusch, „Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin“, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1923. Vgl. „Neue deutsche Ausgrabungen“ (s. Anm. 1), S. 144 ff.

70) (zu Seite 145): Ein paar philologische Hinweise zu dieser Bauweise: Wand hängt mit wenden und winden zusammen. Flechten ist urverwandt mit lateinisch plectere, ebenso Lehm, Leim und englisch lime (Lehm und Kalk) mit lateinisch limus (Lehm) und lino (ich streiche). Zimmer kommt von althochdeutsch zimbar, Bauholz, englisch timber. Dach von decken ist urverwandt mit lateinisch tegere, ein Lehnwort dagegen Ziegel (eigentlich Dachziegel) aus lateinisch tegula.

71) (zu Seite 147): F. Kutsch, „Ringwälle im Lahn- und Maingebiet“ in „Neue deutsche Ausgrabungen“ (s. Anm. 1), S. 241 ff.

72) (zu Seite 148): Carl Schuchhardt, „Arkona, Rethra, Vineta“, H. Schoetz u. Co., Berlin 1926.

73) (zu Seite 150): Carl Schuchhardt, „Ausgrabungen auf dem Burgwalle von Garz (Rügen)“, Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 38, W. de Gruyter, Berlin u. Leipzig 1928.

74) (zu Seite 150): S. Anm. 72.

75) (zu Seite 151): Eugen Diederichs Verlag, Jena 1925.

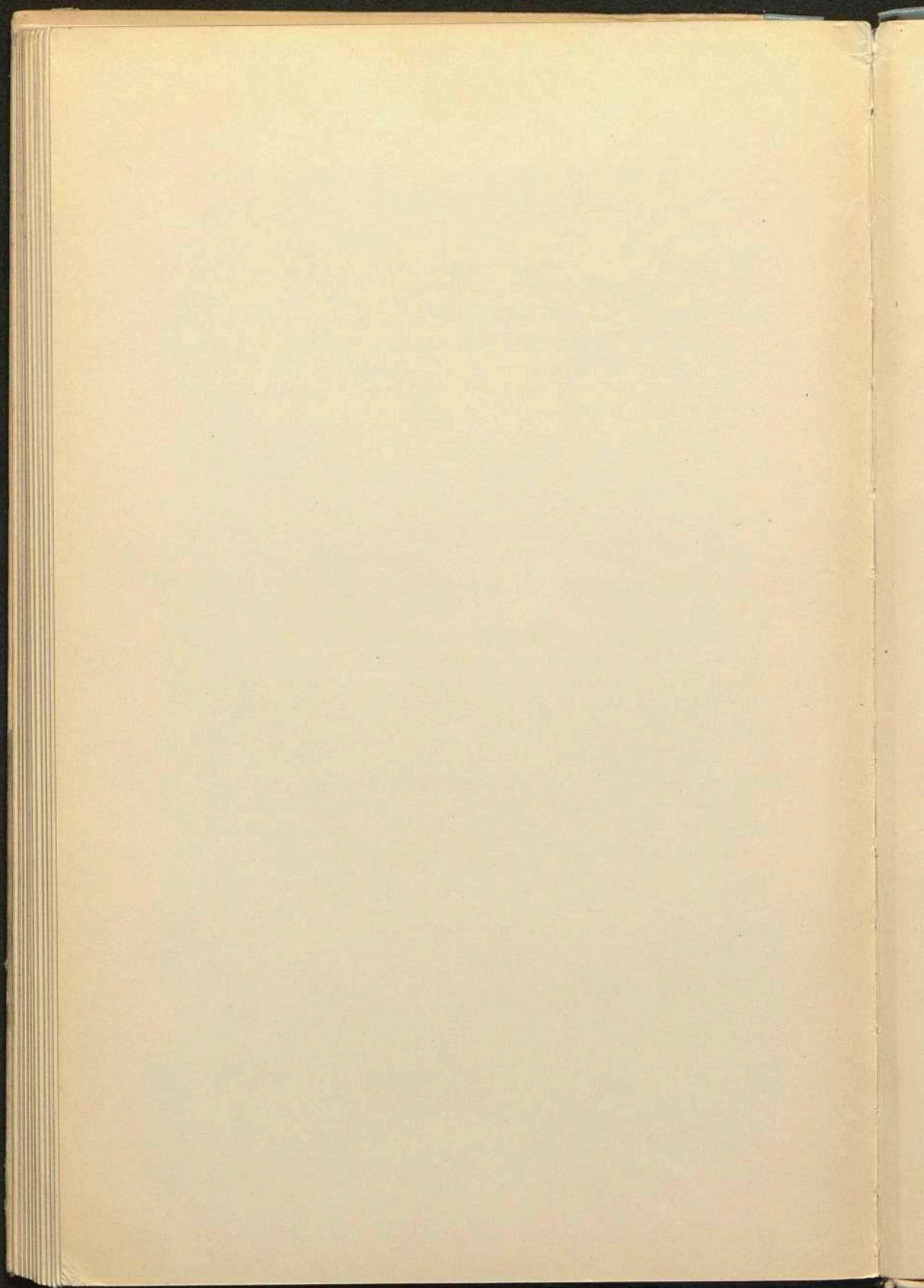
76) (zu Seite 152): S. den Bericht von Dr. G. Raschke (Ratibor) in der Halbmonatsschrift „Die Provinz Oberschlesien“, 15. Januar 1931. Weitere Auskünfte verdanke ich Herrn Direktor Dr. W. Unverzagt vom Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte, durch dessen Unterstützung die Ausgrabung in Oppeln wesentliche Förderung erfahren hat.

Verzeichnis der Abbildungen

Kopf der frühklassischen Bronzestatue des Zeus . . . Umschlag Phot. Walter Hege, Weimar	
Zeus. Frühklassische Bronzestatue (Wiederher- stellung)	Titelbild
1. Ur, Tempelturm Urnammus	14
C. L. Woolley: „Vor 5000 Jahren. Die Ausgrabungen in Ur.“ Francksche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1930.	
2. Ur, Tempelturm Urnammus, Rekonstruktion	15
C. L. Woolley: „Vor 5000 Jahren. Die Ausgrabungen in Ur.“	
3. Uruk-Warka, Kopf einer Göttin vom Tempel des Karaindasch	21
Vorderasiatische Abteilung der Berliner Museen.	
4. Babylon, Ischtartor und Palastruinen	23
Vorderasiatische Abteilung der Berliner Museen.	
5. Babylon, Tempelturm der Reichsgottes Marduk	27
Vorderasiatische Abteilung der Berliner Museen.	
6. Samarra, Gebet-Turm der Großen Moschee	31
Islamische Abteilung der Berliner Museen.	
7. Samarra, Stuckdekoration einer Palastwand	33
Islamische Abteilung der Berliner Museen.	
8. Gandhara, Buddhastatue	35
Museum für Völkerkunde in Berlin.	
9. Turfan, Tocharisches Wandgemälde	37
Museum für Völkerkunde in Berlin.	
10. Tell Halaf, Toreingang des Tempelpalastes	45
Ministerresident Max Frhr. v. Oppenheim in Berlin.	
11. Ras Shamra, Kretisch-mykenische Fruchtbarkeits- göttin	47
Musée Préhistorique, Straßburg.	

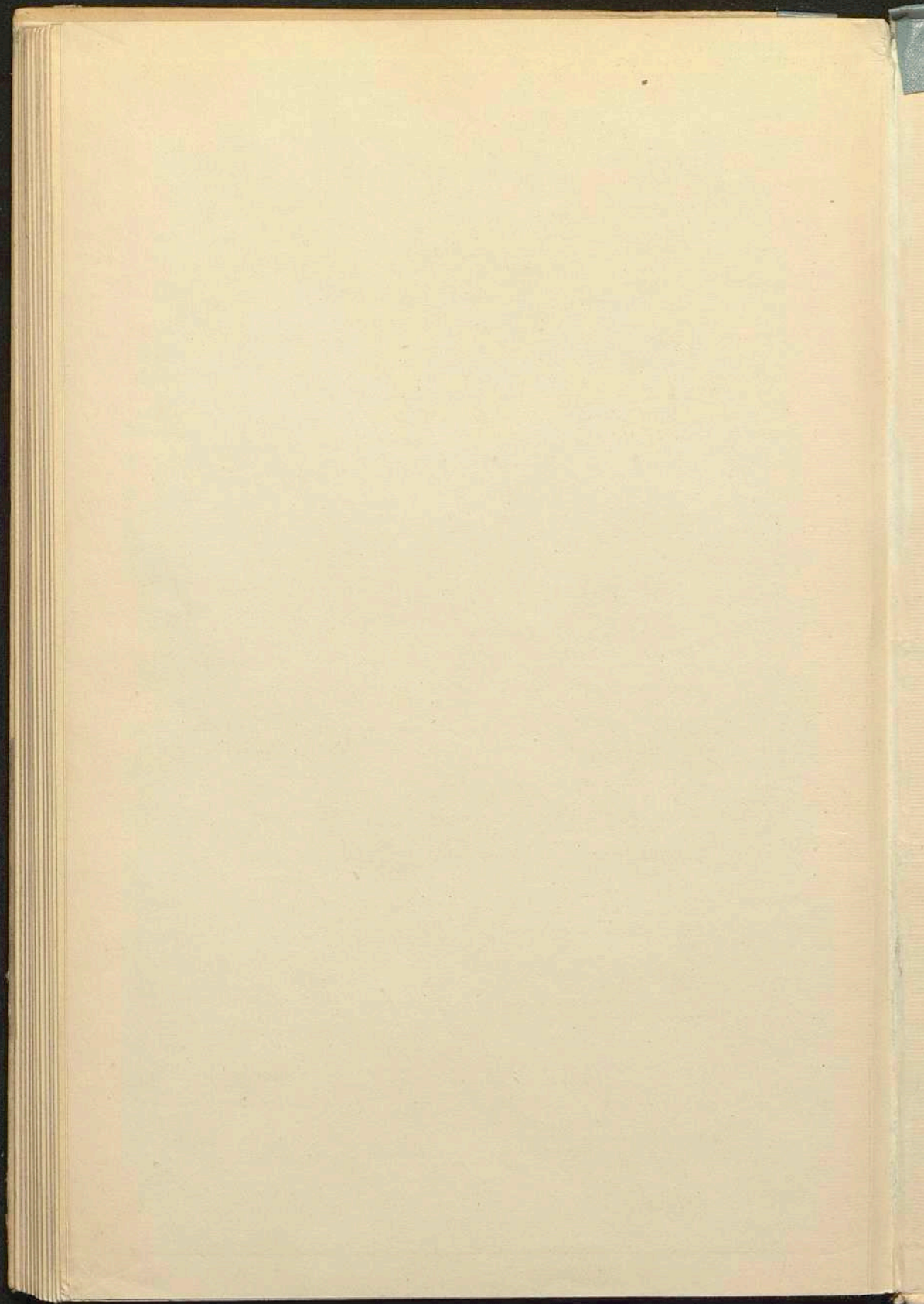
12. Sakkara, Halle der Säulenbasilika des Zoser	51
Annales du Service des Antiquités de l'Égypte, T. XXVI, Kairo 1926.	
13. Gise, Grab des Seneb	57
Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-Hist. Klasse, 1926, 12.	
14. Medinet Habu, Thronsaal Ramses' III	61
Medinet Habu Studies 1928/29. Oriental Institute of the Univer- sity of Chicago 1930, Comm. 7.	
15. Leptis Magna, Thermensaal	66
16. Leptis Magna, Römisches Stadttor	67
17. Venus von Kyrene	69
18. Pergamon, Großer Altar	71
Altes Museum in Berlin.	
19. Pergamon, Athenahalle	73
Altes Museum in Berlin.	
20. Herakleia am Latmos, Stadtbefestigung	77
Altes Museum in Berlin.	
21. Herakleia am Latmos, Eins der Latmosklöster	79
22. Didyma, Apollotempel	81
23. Milet, Markttor	83
Altes Museum in Berlin.	
24. Milet, Theater	85
25. Ephesos, Bibliothek	87
Prof. Dr. Josef Keil in Greifswald.	
26. Aizanoi, Zeustempel	89
27. Zeus. Frühklassische Bronzestatue in Athen. (Fund- zustand)	91
Phot. Walter Hege, Weimar.	
28. Amazonengruppe des Phidias, Athen	93
29. Ostia, Straße mit Balkonbau	99
30. Rom, Trajansforum und Trajansmarkt	103
31. Niobide. Rom, Thermenmuseum	105

32. Ephebe. Bronzestatue in Pompeji.....	107
33. Trier, Die Muttergöttin Aveta	113
Provinzialmuseum in Trier.	
34. Trier, Stiergott	115
Provinzialmuseum in Trier.	
35. Müngersdorf, Römischer Gutshof	123
Wallraff-Richartz-Museum in Köln.	
36. Vetera, Prätorium.....	128
Provinzialmuseum in Bonn.	
37. Ingelheim, Kaiserpfalz.....	133
Prof. Dr. Christian Rauch in Gießen.	
38. Römerschanze bei Nedlitz, Germanisches Haus ..	143
Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin.	
39. Oppeln, Slawische Burgsiedlung	153
Dr. G. Raschke, Ratibor.	



Inhaltsübersicht

Vorwort	5
1. Mesopotamien, Syrien und Kleinasien	13
Ur 13, El Obêd 14, Uruk-Warka 18, Babylon 22, Assur 24, Schuruppak (Fara) 25, Hatra 28, Seleukia und Ktesiphon 28, Dura 29, Samarra 30, Gandhara und Turfan 33, Sendschirli 36, Boghazköi 38, Tell Halaf 40, Megiddo 44, Byblos 45. Ras Shamra 45.	
2. Ägypten	49
Tut-anch-Ammon-Grab 49, Sakkara 50, Pyramidenfeld von Gise 52, Abusir 58, Tell el Amarna 59, Medinet Habu 60, Elefantine 62, Papyri 64.	
3. Klassisches Altertum	65
Leptis Magna 65, Kyrene 68, Pergamon 68, Priene 76, Magne- sia am Mäander 76, Herakleia am Latmos 77, Didyma 78, Baalbeck 80, Milet 82, Ephesos 86, Aizanoi 88, Angora 88, Konstantinopel 90, Athen 90, Phyle 94, Midea 94, Aegina 96, Ostia 96, Rom 100, Herculaneum und Pompeji 106.	
4. Die Römerzeit in Deutschland	109
Trier 109, Dieburg 117, Bonn 118, Alzey 120, Neumagen 120, Gutshof bei Köln 122, Bauernhof bei Mayen 125, Der Limes 126, Vetera 127, Altrip 130, Grundremmingen 131, Ingelheim 132.	
5. Vor- u. frühgeschichtliche Ausgrabungen in Deutschland	134
Der Limes 134, Die Curtis Regia 135, Heisterburg 136, Höh- beck 137, Eresburg 137, Lossower Burgwall 138, Römerschanze bei Nedlitz 142, Baalshebbel bei Guben 142, Ostro 144, Buch 144, Steinsburg 146, Heunstein 147, Altenburg (Mat- tium) 147, Grotenburg 148, Hildagesburg 148, Rethra 148, Arkona 149, Garz (Karentia) 149, Vineta 150, Oppeln 151.	



8.47

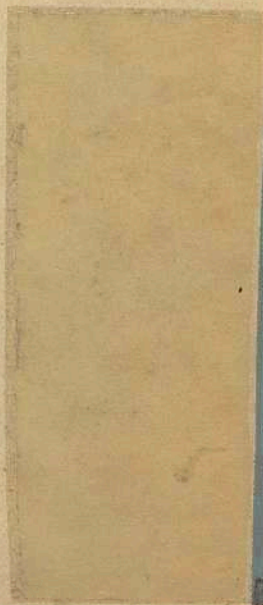
18.-



Freie Universität Berlin



4648562/188



LE
3800

062







Freie Universität



Berlin

x·rite

colorchecker CLASSIC

100mm